B
Coburg

W. Jury del et sc

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Erster Theil.

Verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1799.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
GOTHA

Landes-
bibliothek
Coburg

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Erster Theil.

Vorrede.

Diese neue Ausgabe der moralischen Erzählungen hat einen andern Titel bekommen, weil in der That manches darin ein kleiner Roman, und nicht eine Erzählung ist. Die Schöpfung des Menschen, eine Fabel (im ersten Bande der alten Ausgabe), und das Nadelöhr (im dritten Bande) sind weggelassen worden: jene, weil der Verfasser sie einmal in eine Sammlung von Mythen und Fabeln aufnehmen will; dieses, weil Recensenten es mit Grund getadelt haben.

Anstatt dieser beiden weggebliebenen Stücke finden die Leser in der gegenwärtigen Ausgabe mehrere Erzählungen, die vorher Theils in verschiedenen Taschenbüchern, Theils in periodischen Schriften zerstreuet standen, und auch einige neue.

Daß der Zusatz auf dem Titel: verbesserte Ausgabe, nicht leer ist, werden die Leser bei einer Vergleichung mit der vorigen leicht bemerken.

I.

Liebe und Tugend.

Liebe und Tugend.

Doux liens de la nature, c'est vous qui donnez au coeur de l'homme les plus vives, les plus délicieuses émotions! Quel tableau que celui de l'intérieur d'une famille bien unie! quel échange journalier de plaisirs et de sentimens!

MERCIER.

Das menschliche Leben ist, ohne ein Herz, mit dem man es theilt, doch sehr wenig! Wie die Kreise von einem Steinwurfe auf der stillen Wasserfläche immer unmerklicher werden und sich zuletzt gänzlich verlieren, so werden die Empfindungen in der Einsamkeit schwächer, immer schwächer, und stehen endlich mit dem Herzen still. Da find' ich vor einigen Tagen eine so kunstlos, so herzlich erzählte Fabel. Die Götter schaffen, zum Trost eines Unglück-

lichen, der in einer menschenleeren Wüste verirrt ist, das Echo. Seine Klagen, seine Seufzer werden jetzt von einer sanften Stimme beantwortet, und er findet in den Klagen sein Glück, in der seufzenden Stimme des Widerhalles einen Freund, mit dem er sein Elend theilt. Der Dichter kannte den Menschen und das Herz!

Ich sollte gegen die Bemühungen meines Vaters, mir die Trennung von dir weniger schmerzlich zu machen, nicht so undankbar seyn. Er kommt meinem leisesten Wunsche zuvor; und wenn ich ihm danken will, so fühle ich alle meine Wünsche unbefriedigt. Ich wünsche, wie ein krankes Kind, das aus Unbehaglichkeit auf hundert Dinge fällt, und Ein Spielzeug nach dem andern von sich wirft, weil — es krank ist. Meine Mutter nennt mich eigensinnig. Und mein Vater? O, ich erröthe, daß ich undankbar gegen seine Theilnahme bin. Diesen Morgen kam er mit einer Büchse zu mir auf mein Zimmer. „Lieber Gustav," sagte er freundlich, „ich fühle, daß ich mehr Bewegung haben muß; begleite mich doch!" Du weißt, wie

wenig er die Jagd liebt. Ich nahm, mit dem festen Vorsatze, heiter zu seyn, eine Büchse, und begleitete ihn. Oben am Steinbruche, wo ich so oft mit dir saß, hatte ich meinen Vorsatz schon wieder vergessen. Unter der alten Eiche warf ich mich nieder, und seufzte nach dir. Ich habe nicht die Jagd, ich habe dich geliebt.

Mein Vater lehnte sich auf den Lauf der Büchse, und sah mich an. Ich zeigte neben mir auf die Stelle, wo du sonst zu sitzen pflegtest. Er verstand mich. „Wie glücklich bist du, mein Sohn," sagte er, „daß du doch sein Herz nicht verloren hast! . . . Spare die Seufzer bis in die Zeit, da der Freund sich freiwillig von dir losmacht. Ich tadle deine Seufzer nicht," — setzte er mit einer Art von Heftigkeit hinzu, und reichte mir die Hand: — „der Himmel erhalte dir und deinen Freunden diese jugendliche Energie des Herzens, welche im männlichen Alter so oft den armseligsten Leidenschaften erliegt!" Dieser Wunsch muß nicht unerfüllt bleiben. Nicht wahr, Ludwig?

Offenbach.

Ich habe deinen Brief, und das ganze Haus hat ihn mit mir. Als der Bote ihn brachte, drängten sich alle Domestiken, die nur einen Vorwand finden konnten, in das Zimmer, und mit so dreisten Blicken, als ob sie schon gewußt hätten, daß sie Theil an deinem Briefe haben würden. „Ludwig ist gesund!" sagte mein Vater; und die Leute winkten einander mit frohen Blicken zu. Jetzt las er den Brief laut vor. Bei der Stelle, worin du allen Leuten im Hause Gesundheit und Vergnügen wünschest, trat jeder einen Schritt näher, und dankte auf seine Weise: dieser mit einer Verbeugung, jener mit einem dankbaren Lächeln; und sie gingen erst, als mein Vater den Brief wieder zugeschlagen hatte. Der Hofrath von W** war gerade bei uns. Er mochte, nach der allgemeinen Aeußerung des Verlangens und der Freude, in dem Briefe wenigstens eine Nachricht von einer großen Erbschaft oder einem gewonnenen Prozesse vermuthet haben, und am Ende war es nichts, als ein kleines

Billet von einem jungen Menschen, der Nachricht gab, daß er gesund in seiner Garnison angekommen wäre. Ich glaubte, sagte er lächelnd, der Brief würde über das Glück Ihres Hauses entscheiden. „Sie haben auch nicht geirrt," erwiederte mein Vater; „der Brief macht gewiß mein ganzes Haus fröhlich." W** begriff das nicht. Lieber Gott! giebt es denn so viele Tausende, die das Glück der Menschen nur nach Thalern oder Gulden zu berechnen verstehen? Selbst meine Mutter, die sonst an so Wenigem Theil nimmt, stützte ihren Arm mit einer freundlichen Miene auf den Tisch, und horchte deine Worte meinem Vater von den Lippen. Ich liebe dich nicht allein, Ludwig; ich theile diese Empfindung mit dem ganzen Hause: aber mit mir theilt niemand den Schmerz über die Trennung von dir!

Könnt' ich Theil nehmen an Allem, worin man um mich her geschäftig ist! Selbst mein Vater vergißt dich in einem neuen Kreise von Thätigkeit, die mir deinen Verlust noch empfindlicher macht, weil er über *seinen* Freund den meinigen vergißt. Er hat den Freund

seiner Jugend wieder gefunden, und es ist, als ob ihn das in seine Jugendkraft zurückgezaubert hätte.

Bald nach deiner Abreise kündigte er mir die Ankunft unseres neuen Verwalters an, und sagte: „es ist ein Mann, der deine ganze Achtung verdient.“ Er sprach von ihm mit Bewegung. Als Richter (so heißt der Verwalter) ankam, war ich gerade bei meinem Vater. Es ist ein alter Mann, ungefähr in meines Vaters Jahren, mit schneeweißem Haar, das ihm schlicht um den Kopf hängt. In seinem redlichen, gutherzigen Gesichte liegen bei einer großen Ruhe doch unverkennbare Spuren eines nun besiegten schweren Elendes. Ein blasses, sanftes, schönes, tief denkendes Gesicht, dessen Ernst oder Finsterniß durch ein gutherziges Auge in ein Gesicht voll stiller Weisheit verwandelt wird. Ich hätte mich auf den ersten Blick zu dem Alten hinsetzen, und ihn fragen mögen: was ist dir? Eine Klage wäre die Antwort gewiß nicht geworden.

Als er die Thür öffnete, ging ihm mein Vater eilig entgegen. „O, lieber Richter!“

rief er dem Manne in großer Bewegung zu, und breitete die Arme aus, als wollt' er ihn umfassen. Der Alte ergriff sogleich eine von meines Vaters Händen, und zog sie mit Gewalt an seine Lippen. „Lieber Richter!" hob mein Vater noch einmal an. — Sie haben mir versprochen, Herr Graf! unterbrach ihn der Alte bedeutend. Mein Vater wendete sich ab; doch sah ich deutlich, daß er sich Gewalt anthat. Das Gespräch wurde nach einigen Augenblicken, worin sich Beide zu erholen schienen, gleichgültiger. Richter bekam Verhaltungsbefehle zu seinem Amte, verbeugte sich ehrerbietig, und ging.

Mein Vater trat in ein Fenster, und schwieg einige Minuten. Auf einmal wendete er sich zu mir. „Richter, mein Sohn," sagte er mit großer Bewegung, „war in der Jugend mein Freund; er ist ein sehr edler Mann, und — unglücklich." Ich drückte meines Vaters Hand, und er verstand mich.

Hier hast du in Kurzem Richters Geschichte. Er war reich, gerieth aber in die Gewalt eines Schurken, der ihn nach und nach bis in

die bitterste Armuth führte. Seine Freunde wollten ihn retten; allein er schlug ihre Hülfe aus, weil er noch arbeiten kann. Er bat meinen Vater, ihn als Verwalter auf seinen Gütern anzustellen; doch mit der Bedingung, daß er nicht im mindesten anders, als sein Vorgänger, behandelt seyn wolle. Ist das nicht Eigensinn, da mein Vater ihn wirklich liebt? Dieser scheint die Bedingung vernünftig zu finden; mir ist sie unbegreiflich. Ich bin der Einzige im Hause, der Richters Geschichte kennt; und auch das darf der Mann nicht wissen.

Du kannst kaum glauben, wie schonend mein Vater für seinen alten eigensinnigen Freund sorgt; wie fein er ihm sogar die Achtung meiner Mutter zu gewinnen weiß, ob sie gleich — Doch sie ersetzt ja diese Schwäche durch so viele andere Tugenden, besonders aber durch ihre zärtliche Liebe für meinen Ludwig.

Offenbach.

Ich lerne meinen Vater alle Tage mehr lieben, und er fängt an, mir deine Stelle zu ersetzen. Wir haben Beide nicht gewußt, welch ein Herz in seiner Brust schlägt. Ohne je die ihm von Richtern gemachte Bedingung eigentlich zu überschreiten, behandelt er diesen mit einer so vertraulichen Liebe, wie seinen Bruder; und — lerne das Herz meines Vaters schätzen! — um das ohne Anstoß zu dürfen, behandelt er jetzt alle seine übrigen Leute mit weit größerer Achtung und Liebe als ehemals. Sieh, da steht mein Vater bei einem Knechte, der eine Furche hinab gepflügt hat, spricht mit ihm, und legt die Hand vertraulich auf seine Schulter; natürlich kann es nun der Verwalter nicht seltsam finden, daß sein Herr ihm die Hand bietet.

Schon eh' er kam, hatte mein Vater seine Wohnung artig möbliren lassen. Auch spielte er ihm durch meine Mutter ein sehr schönes Klavier in die Hände, und auf eine so feine Weise, daß es selbst Richtern unmerklich blei-

ben mußte. Es ist ein neues Instrument, das mein Vater kommen ließ, weil er mit dem seinigen, wir wußten nicht warum, auf einmal unzufrieden war. Nun taugte das neue wieder nicht. Es wurde in das Eßzimmer gesetzt; aber dort stand es meiner Mutter im Wege, und so kam es durch sie in Richters Hände.

Auch den Schlüssel zu der Bibliothek hat Richter bekommen; und aus den Büchern, die er liest, schließe ich auf reiche Kenntnisse und einen feinen Geschmack. Ich habe einige Unterredungen mit ihm gehabt. Sein Geist ist sehr gebildet; er hat selbst Witz, obgleich ein wenig bitteren, und spricht die meisten lebenden Sprachen mit großer Fertigkeit.

Meine Tante aus ** wird mit ihren beiden Töchtern auf einen Monat zu uns kommen. Ist es doch, als ob unser ganzes Haus umgekehrt werden sollte! Schneider, Putzmacher und Frisöre kommen nicht mehr von uns weg. Mein Vater lächelt dazu, und prophezeiet meiner Mutter, daß alle ihre Mühe dennoch vergeblich seyn wird. „Die neueste Mode ist der einzige Stolz deiner Schwester,“ sagt er;

„und die wird sie nicht mit dir theilen." Der Koch, die Jungfer und die Hausmädchen wünschen die Tante in das Pfefferland. Der Koch geht in der Küche umher, und studiert die neuen Gerichte; die Jungfer vergießt Angstschweiß bei den fremden Modenamen, die ihr Gedächtniß schlechterdings nicht fassen will. Mein Bursche und ich, wir trösten einander; denn meine Mutter ist schon zweimal bei uns gewesen, und verlangt, er soll mich à la, Gott weiß wie, frisiren. Der Gärtner allein trotzt, und behauptet, er wisse eben so gut eine Hecke zu beschneiden und eine Rasenbank anzulegen, wie der beste Gärtner in jeder Hauptstadt der Welt; und er trägt jetzt seinen Lehrbrief immer bei sich, um die heftigen Vorstellungen meiner Mutter durch das fürstliche Siegel zu entkräften. Der Mai wird wohl verloren gehen! Wollte Gott, die Tage wären erst vorüber!

Offenbach.

Die militärische Subordination fällt dir schwer? O Freund, jeder trägt die Fesseln seines Standes, und es wäre noch immer die Frage, welche die schwersten sind. Da muß ich jetzt, in der schönsten Zeit des Jahres, vielleicht in den schönsten Stunden meines Lebens, weniger als nichts thun! Ich mag nicht daran denken! . . . Was will meine Mutter, daß sie mit freundlichen Blicken Bewunderung der albernsten Thorheiten von mir fordert? Und nun jetzt! jetzt, da ich vergleichen, da ich die reichste Fülle der Natur gegen die bettelhafte Pracht der Kunst stellen kann! — O, wohin denkt meine Mutter, wenn sie den Mangel an Moden, an Schönheit, an guter Unterhaltung auf dem Lande beklagt! jetzt, da ich das Mädchen nur bei der Hand nehmen, und es ihr vor die Augen führen dürfte, um sie auf immer zum Schweigen zu bringen! Und dieses Mädchen lebte Monate lang mit mir an demselben Orte; und ich kannte sie nicht, und Niemand kannte sie, nur eine kleine An-

zahl von Bauern ausgenommen, die für nichts Sinn haben können, als höchstens für ihre Güte.

Lieber Gott, welche Menschen! Da hat der Kammerherr von * *, der Begleiter meiner Tante, den Einfall, die Sonne aufgehen zu sehn. Man muß es doch mitnehmen, da man einmal hier ist! sagt das Männchen. Mein Vater hält das für Ernst, und fährt am folgenden Morgen mit der Gesellschaft auf den Stein, weil er den Anblick dieser jähen, grotesken, fürchterlich schönen Gegend mit dem erhabnen Schauspiele des Sonnenaufganges verbinden will. Das war ein Tumult im Hause! Ich gehe dem Wagen nach, durch die lieblichen Gefilde, den Stein hinan, und treffe die Gesellschaft schon oben. Nie hatte ich die bunte Kleidung des Kammerherrn so lächerlich gefunden, wie in dieser öden, klippenvollen Wildniß. Die Sonne ging schön auf. Aber kaum sah man hin, und zuletzt versicherte man: auch der Sonnenaufgang in den Ombres chinoises wäre sehr schön. Der Kammerherr schwärmte um die beiden Mädchen her, und es war mir, als triebe ein Harlekin an dem Schlund eines

feuerspeienden Berges Possen. Lachen konnte ich nicht. Ich stieg auf die äußerste Höhe, und da sah ich in der Ferne Richters Tochter, einfach gekleidet, auf einer Klippe sitzen, und mit den schönen Blicken der Andacht an dem Feuermeere hangen, das vor ihr im Thale schwamm. Nun ging ich still hinten durch die Felsen nach Hause. Ich mochte, ich konnte die Puppen den Morgen nicht wieder sehen.

So reihete sich denn Grille an Grille, und ich kam mürrisch nach Hause. Doch wozu das Alles? Hab' ich dir nicht von Hannchen zu erzählen?

Ich hatte keine Ahnung von dem Mädchen. Gott weiß, wie ich immer überhört haben mag, daß Richter eine Tochter hat! Nun war ein Bekannter bei meinem Vater, und man sprach über die Landwirthschaft. Mein Vater berief sich auf ein Ackerregister, und sagte: „Richter hat es!" Mit diesen Worten wendete er sich um, als ob er einen Domestiken suchte. Ich sah ihn fragend an. „Geh doch," sagte er: „es ist Numero Zehn." Die Domestiken liefen

hin

hin und her: denn meine Tante wollte im Garten Kaffee trinken. Ich ging selbst nach Richters Hause. Als ich die Treppe hinauf gestiegen war, und eben an die Thür pochen wollte, hörte ich eine sehr reine Stimme singen. Eine Magd! dachte ich; doch so eben fiel das Klavier ein. Ich blieb stehen, und hörte eine Arie von Graun, in einer sehr sanften und ausdrucksvollen Manier gesungen.

Das überraschte mich. Als ich eine Weile gehorcht hatte, pochte ich an, öffnete, und wurde noch mehr überrascht durch das, was ich sah. Ein Mädchen saß, mit dem Rücken gegen mich, am Klavier, und wendete, als die Thür aufging, ein schönes, himmlisches Gesicht zu mir um. In dem Augenblicke sprang sie auf, kam mir ehrerbietig entgegen, und trat an die Seite. In großer Verwirrung heftete ich meine Blicke auf sie, und folgte jeder ihrer Bewegungen. Doch fragte ich endlich, weil ich merkte, daß sie verlegen werden müßte: Sie sind Richters Tochter? . . . Ich soll ein Register für meinen Vater holen. — Sie trat zu den Registern, suchte, ohne zu wissen was,

und sah mich endlich mit einem fragenden Blikke an. Numero Zehn! sagte ich. Sie gab mir die Numer; ich machte eine Verbeugung, und ging.

Sieh, so lernt' ich sie kennen; und der Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, ist noch immer eben so lebendig, wie im Anfang. Was ihn verursachte, weiß ich selbst nicht. Gekleidet war und ist sie — besser als eine Båuerin, etwa wie Mama's Jungfer, aber doch anders als die Mådchen, die ich kenne. Man sieht an ihr keinen Putz, keine Sorge für Verschönerung; nur eben eine Kleidung: reinlich, verhüllend, bescheiden, anståndig, züchtig. Die Kleidung eines Mådchens, sagt mein Vater so oft, ist gewöhnlich der Spiegel ihrer Seele, das Thermometer ihrer Tugend. Hat er Recht, so ist die Kleidung dieses Mådchens nichts als eine Hülle der Unschuld. Ihr Gesicht ist gerade nicht schön, wenigstens nicht auffallend schön; allein so müßte ein Engel einen Unglücklichen ansehen, um ihn zu trösten. Ihre Bewegungen, ihr Gang, ihre Stellung, alles an ihr war so bescheiden, so rein; ihr Blick,

als sie in den Büchern suchte und nicht fand: das alles zusammen — Doch, bin ich nicht ein Thor, dir zu beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt? was zusammen genommen doch wieder nur mit dem zweideutigen Worte: Unschuld! bezeichnet werden kann? Unschuld, mit dem Bewußtseyn ihres inneren Werthes verbunden. Doch nein, auch das nicht; denn, wahrlich, sie weiß nicht, wie viel sie werth ist: gleich der Rose, welche stolz da hängt, und lieblich duftet, ohne es zu wissen. Genug, ich habe sie gesehen!

Offenbach.

Du irrst, mein guter Ludwig, wenn du glaubst, ich sey in Gefahr, sie zu lieben; denn alles, was du mir schreibst, habe ich selbst mir schon tausendmal gesagt. „Meine Liebe könnte sie nur unglücklich machen." Freilich, wenn ich den Fall annehme, daß ich sie liebte, so wäre doch ein Vorurtheil des Ranges nicht . . . Aber ich will über eine bloße Möglichkeit nicht grübeln. Genug, ich liebe sie nicht. Ich sehe sie

nur selten, und noch seltener kann ich einen Augenblick finden, von ihr ein Paar Worte zu hören. O, wie viel würdest du darum geben, sie reden zu sehen! Denn wahrlich, man darf diese freundliche Bewegung der Lippen und dieses sanfte Zustimmen der holden Augen nur sehen, um zu wissen, welch eine schöne Seele die Worte auf die Lippen haucht.

Da traf ich sie neulich, als ich mit meinen Cousinen spazieren ging, im Felde. Der Kammerherr redete sie sogleich an, und scherzte mit ihr. Die beiden Mädchen machten die Spottvögel, wie sie das öfter thun; und ich brannte. Hannchens Antworten waren ein Paar Fragen; und so sanft und furchtsam sie auch von ihren schönen Lippen hervorgehaucht wurden, brachten sie den Kammerherrn dennoch zu einer Art von Scham, die sich durch eine Frage nach ihrer Herkunft äußerte. Hätte er nicht so eben eingelenkt, ich wäre nicht im Stande gewesen, länger zu schweigen. Du glaubst nicht, wie schön sie spricht, wie süß ihre Stimme klingt! Ich stand hinter meinen Cousinen, und betrachtete Hannchen verstohlen. Wenn sie von

ungefähr ihren Blick auf mich warf, fühlte ich an der Hitze, daß ich erröthete, aber zugleich auch, daß ich sie nicht liebe, sondern bewundere. Und das wird mir doch erlaubt seyn, ob ich gleich der Herr ihres Vaters bin. Herr ihres Vaters! Ich muß lachen. Ein Mann, um dessen Freundschaft mein Vater buhlt, wie ich um ein Wort von den schönen Lippen der Tochter! Kann der Vater Freund seines Herrn seyn: warum ich nicht Freund der Tochter, die doch in gar keiner Abhängigkeit von uns lebt?

Du glaubst nicht, wie voll alle Herzen von ihrem Lobe sind. Jeder, mit dem ich spreche, ist nach dem dritten Worte bei Hannchen, und ich vergnüge mich an dem ungekünstelten Ausdrucke des Lobes, das aus allen Lippen für sie fließt. Sieh, dieser Brief enthält wieder nichts als sie. Magst du doch lachen! Man erzählt in einem Mährchen von redenden Bäumen, Felsen und Blumen, die aber nichts sagen konnten, als ein Lied auf die Schönheit des Mädchens, das in der Gegend wohnte. Ich selbst gebe dir Vergleiche an die Hand, die auf mich passen. Ein solcher Baum bin ich; aber glau-

be mir, ich bin nicht der einzige. Die ältesten Greise singen ihr Lob. Sogar meine Mutter, der sie neulich begegnet war, fing den Abend wohl noch zehnmal ohne alle Veranlassung an, von ihr zu reden. Uebertreib' ich noch? Wohl noch zehnmal! Komm zu uns, Ludwig; die Zauberei trifft auch dich. Du singst das einzige Lied: das Lob des herrlichen Mädchens!

Offenbach.

Laß uns nicht um Worte streiten. Es mag Liebe heißen; wohl! Und soll das nicht Liebe erregen, was liebenswerth ist? sollen unwandelbare Gesetze der Natur an den luftigen Befehlen der menschlichen Thorheit zerschellen? — Wohl! ich gebe der Sitte nach, und will den Schlaf meiner Mutter nicht stören, wie du befürchtest. Es wird mir nie einfallen, die Tochter meines Verwalters zu heirathen; allein soll ich darum keine Augen haben? nicht schön, nicht vortrefflich finden, was schön und vortrefflich ist, weil sie nicht h o c h g e b o r e n heißt?

Und so wäre denn unsere Rechnung abgethan. Du nennst das Liebe, was weiter nichts ist, als Gefühl für das Schöne. Und auch zugegeben, daß mich wohl manchmal der Gedanke beschleicht: wärst du doch ihres Gleichen geboren! Das ist ein Wunsch, den du tausendmal gethan hast. Wie oft haben wir uns Beide gewünscht, zu den Zeiten der schönen Maria von Schottland geboren zu seyn! Es war unmöglich; der Wunsch verging, so wie meine Wünsche an der Unmöglichkeit vergehen. Laß das!

Und kann ich denn leugnen, mein Lieber, daß ein Herz, wie dieses Mädchen es hat, daß ihre Liebe, ein Leben in den Armen, in der Liebe dieses Geschöpfes, ein zutrauliches Wort aus diesem unschuldigen Herzen, ein zärtlicher Blick von diesem seelenvollen, ruhigen, gutherzigen Auge — daß es unendlich mehr werth ist, als die längste Reihe der edelsten Ahnen? daß es die lächerlichste Thorheit ist, sich selbst den Himmel zu verschließen, weil der menschliche Stolz so thöricht war, sein Glück in alten Pergamenten zu finden? Kannst du es

leugnen, wenn du dich nur unserer jugendlichen Träume erinnern willst? Mahlten wir nicht in jenen süßen Stunden das Bild unserer Glückseligkeit bis auf die kleinsten Züge aus? und nahm deine oder meine Phantasie je ihre Zuflucht zu Adel, zu Ahnen und Stammbäumen, um noch einen Zug mehr in dem Gemählde unseres Glückes anzubringen? Waren nicht immer Liebe, Freundschaft, Tugend und Schönheit der Grundstoff unserer Träume? Und wenn wir ja auf das Verdienst der Geburt kamen — war es uns nicht höchst zuwider, von diesem Verdienst etwas entlehnen zu müssen? Ist denn seit den drei Monaten, die du von hier weg bist, das Glück etwas Anderes geworden? Oder waren diese Träume unsere größte Thorheit? waren wir so große Thoren, daß wir damals das Glück gar nicht kannten? Kannte es auch mein Vater nicht, der uns so oft sagte: wehe dem Jünglinge, der außer seinem Herzen, und den Thaten, die er zu thun hofft, Glück sucht! O, ich mag nicht darüber sinnen, daß es der Thorheit gelang, die Menschen, welche Eine große Familie seyn

sollten, durch unübersteigliche, eiserne Grenzen zu trennen; der bessern menschlichen Weisheit, ja selbst der ewigen Weisheit, die menschliche Bestimmung zu verrücken! O, ich mag nicht darüber sinnen, daß selbst du, von dieser Albernheit betrogen, du mit deinem menschlichen Herzen, die Tugend erniedrigst, weil sie die Probe in einem Fräuleinstifte nicht bestehen kann! Wie ich sage, ich mag nicht darüber nachdenken; und noch einmal, ich will den Schlaf meiner Mutter nicht stören.

Offenbach.

O, mein weiser Herr! Ich soll also die Welt durchziehen, um mir eine Frau zu suchen, die des Mädchens Eigenschaften und dabei einen Stammbaum hat? Wahrhaftig, ich mußte lachen! Ist das nicht gerade, wie in den Kindermährchen, da ein Prinz die Welt durchlaufen muß, um eine Schöne zu finden, der auf der Stirn ein goldner Stern leuchtet, und an jedem Haar ein Edelgestein hängt? „Giebt es nicht," schreibst du, „unter den Fräulein viel-

leicht ein eben so reitzendes Mädchen? und hat dir nicht die Vorsehung durch deine Geburt die Pflicht aufgelegt, erst da zu suchen, wo du stehst, und nur dann, wenn du dort gar nicht finden kannst, deine Gränzen zu verlassen?" Wie elend man schreibt, wenn man disputiren will! Was hat denn die Vorsehung mit euren Albernheiten zu schaffen? Sie legte mir durch meine Geburt die Pflicht auf, zu lieben und durch Liebe glücklich zu werden: das ist alles. Die Vorsehung, könnt' ich sagen, führt mir ein Mädchen zu, das sie mit dem ganzen Reichthum ausgestattet hat, dessen sie je einen Menschen würdigte. Sie führt es mir zu, mir; denn ich erkenne den Reichthum dieses Herzens, ich habe ein Herz, ihn zu schätzen und glücklich dadurch zu werden. Oder soll etwa die Vorsehung das, was echte Waare ist, erst von euch verbriefen und stempeln lassen, damit man nicht fehl greife? Das hieße doch wohl die Vorsehung, mit ihren ewigen, weisen Gesetzen, zu einer Accise-Commission machen. Nein, Ludwig; laß die Vorsehung aus dem Spiele! Denn, lieber Gott, wo endet denn das

Gewebe der Vorsehung? wo hebt das Gewebe unserer Thorheit an? Wenn Liebe nicht beweisen soll, daß die Vorsehung im Spiele ist — kann es dann ein Adelsbrief, ein Pergament, Gott weiß, wodurch erworben?

Ich würde meine Mutter durch eine Mißheirath unglücklich machen: das fühle, das begreif' ich; das ist der Fels, an dem meine Glückseligkeit scheitert, an dem meine Wünsche ermatten. O, daß ihr Leute immer nicht zufrieden seyd mit dem, was ihr thun könnt! daß ihr immer glaubt, noch mehr thun zu müssen, und dadurch das wenige Gute, das ihr zu geben habt, verderbt! „Du machst deine Mutter unglücklich!" Ich fühlte die Wahrheit dieser Vorstellung so tief; und nun tappst du da her mit der Vorsehung, um ja des Guten so viel zu thun, als möglich. Du sagst, es sey natürlich daran zu denken; also auch mir. Wenn ich nun über die Vorsehung, die mir das Mädchen in die Arme warf, meine Mutter vergesse — wer ist Schuld daran? Du selbst hast mir den Faden in die Hand gegeben, an dem meine Phantasie unaufhaltsam in dem ver-

botenen Paradiese dahin schreitet! Und darf ich die Vorsehung leugnen? O, ihr weisen Herren!

Offenbach.

Ein Sophist soll ich seyn? Ich hasse nichts mehr als diesen Namen, und möchte ihn gerade hier am ungernsten verdienen. Aber da werft ihr mit dem Worte Sophist um euch, so bald Jemand Wahrheiten sagt, die nicht auf allen Seiten in das System der Thorheiten passen, die ihr freilich gesunde Vernunft nennt. Lieber Gott! auch meine Mutter nannte uns ja immer Sophisten, wenn wir ihr bewiesen, daß ihre Bedienten so gut glücklich zu seyn wünschen müßten und dürften, als sie. Genug, du hast mich so genannt. Es sey so; und ich will schweigen, so viel sich auch noch darüber reden ließe. Hab' ich denn gesagt, ich wolle mich nicht an die Vorstellung halten, daß meine Mutter dadurch unglücklich würde? Du hast gemißdeutet. Es ist nicht so!

Auch das weiß ich, daß jeder Geck seine

Geliebte für das Ideal der Vollkommenheit hält, Blödigkeit des Verstandes für Unschuld und Natur, gekitzelte Eitelkeit für reine Liebe, Indolenz für Güte, kindischen Eigensinn für Charakter ausgiebt; ich weiß, daß die erste Liebe bei allem, wo oft nichts als die klare Mittelmäßigkeit ist, Wunder ruft; ich weiß, daß die Liebe, wie jede Leidenschaft, die Augen blendet, wie die Furcht Gespenster sieht, Töne hervorzaubert, und Begebenheiten hervorgaukelt, die der Leidenschaftlose belächelt. Aber was von dem allen paßt auf mich? was erzähl' ich, was sag' ich denn, das nicht, mit mir, jedermann sagt? Erzähl' ich denn: so sagte sie mir, so that sie mir? Ich habe bis jetzt kaum zehn Worte mit ihr gewechselt, und noch keinen lächelnden Blick aus ihrem Auge auf mich ziehen können. Wenn sie mit mir spricht, so äußert sie die kalte, nichts sagende Ehrerbietung, die sie dem Sohne ihres Herrn schuldig zu seyn glaubt. Nein, guter Freund, eben der Zauber, der, wie du sagst, mein Auge umnebelt hält, hat auch meines Vaters, hat auch des ganzen Dorfes Auge umnebelt.

Ihre Gestalt? Muß ich doch lachen! Längst wäre der Eindruck wieder erloschen, wie das Andenken an ein schönes Gemählde, wenn nicht ihre Tugenden, gleich dem leuchtenden Nimbus eines Heiligen, die Blicke wieder auf das Bild zurückriefen. Und ihre Tugenden, um allem Streite auszuweichen, sind wieder nicht mein Geschöpf: sie gründen sich auf Handlungen, von denen ich dir eine eben so einfach, wie ich sie aus dem Munde meines Vaters weiß, wieder erzählen will, ohne etwas von dem Meinigen hinzu zu thun.

Mich dünkt, ich habe dir schon gesagt, daß Richter ehemals reich war, und durch eine Folge von Unglücksfällen arm wurde. Sein ganzes Unglück rührte von dem Hasse eines hämischen Mannes her, dessen Feindschaft er sich durch unerschütterliche Redlichkeit zugezogen hatte. Dieser Feind untergrub mit der besonnensten Bosheit einen Pfeiler von Richters Glück und Ruhe nach dem andern. Er zerstörte dessen guten Ruf, verwickelte ihn in Prozesse, die ihm nicht allein sein Vermögen, sondern auch seine und seiner Familie Ruhe kosteten.

Lange kämpfte Richter muthig mit seinem Feinde und seinem Geschicke. Endlich erlag seine Kraft unter den verdoppelten feindseligen Streichen dieses unversöhnlichen Menschen. Seine Gattin, die er zärtlich liebte, starb vor Gram in den Armen ihres Mannes und ihrer Tochter. Seiner Ehre beraubt, selbst noch jetzt mit dem quälenden Verdachte seines ganzen Wohnortes beladen, daß er durch Treulosigkeit gegen seine Frau ihren Tod veranlaßt habe, verlor er endlich allen Muth, gegen seinen Feind noch länger zu kämpfen. Eine finstere Schwermuth umwölkte seinen heiteren Geist, und sein aufgeregtes Herz hatte keine andre Hoffnung mehr, als Rache.

Das Schicksal schien die Befriedigung dieser Rache zu übernehmen; sein Feind wurde schnell gestürzt. Arm, hülflos, von dem Hohn aller Menschen verfolgt, verbarg er sich, sein Elend und seine Schande in eine armselige Hütte. Er ward krank; seine Frau, fünf Kinder, dem hülflosesten Elende Preis gegeben, überall, wo sie um Barmherzigkeit fleheten, mit Härte zurückgewiesen, lagen halb verhun-

gert um das Strohlager ihres kranken Vaters her. „Gerecht ist dein Gericht, o Gott!" sagte Richter in dem Gefühle seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, als ein Bekannter ihm das Elend seines Feindes beschrieb.

Hannchen hörte die Schilderung dieses Elendes, und ihr Auge benetzte sich mit sanften Thränen des Mitleidens. Sie machte vergebens einige leise Versuche, ihres Vaters Herz für seinen Feind zu rühren. Nun schwieg sie, und versuchte ihr Herz zu bekämpfen; doch umsonst.

Eines Abends schleicht sie, mit einem Vorrathe von Lebensmitteln, aus dem väterlichen Hause. Sie öffnet mit einem furchtsamen Zittern die Thür, welche das Elend ihres Verfolgers verschließt, und tritt in ein kleines Zimmer, worin der Jammer seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Ohne gekannt zu seyn, vertheilt sie ihr Almosen. Der Anblick des vielfachen Leidens vertilgt aus ihrer Seele das Andenken an die Feindschaft dieser Familie bis auf die letzte Spur. Am folgenden Abend kommt sie wieder mit einigen Stücken Betten. So bringt

sie jedes Mal eine Hülfe mit sich: jetzt etwas Geld; dann ein Bett; dann Kleidungsstücke. Sie pflegt des Kranken mit unermüdlicher Geduld, bekleidet die Kinder, arbeitet, kocht für die Familie; und das alles unter einem fremden Namen.

Nach und nach führt sie den Kranken auf die Vorstellung von ihrem Vater, um ihn mit diesem zu versöhnen; allein er will nichts davon hören. Er drückt Hannchen mit inniger Dankbarkeit die wohlthätigen Hände, und flucht dabei ihrem Vater, ihr selbst. Sie zittert, aus Furcht erkannt zu werden; sie fürchtet, der Unglückliche möchte in seiner Verzweiflung die Hülfe ausschlagen, weil sie von ihr kommt. So erhält sie den Mann drei Monate, ohne daß es jemand ahnet.

Eines Morgens ganz früh, mitten im Winter, geht der alte Richter in das Zimmer, wo seine edle Tochter schläft, und findet sie, mit ihren Kleidern und seinem Mantel bedeckt, auf einem Strohsacke ruhig schlummern. Er erschrickt, und geht weg, eh sie erwacht. Schon lange hat er die Abendbesuche seiner Tochter

gemerkt, und er schreibt sie nun — das Unglück macht ja argwöhnisch — einer schlimmen Ursache zu.

Diesen Abend durchsucht er, so wie sie weggegangen ist, ihre Sachen. Er findet kein Bett mehr; ihre Kleider sind weg, und auch einige Ringe, das kostbare Andenken von ihrer Mutter, fehlen. Nun zittert er vor der Entwickelung des Handels. Seine Tochter kommt spät zurück. Er schweigt. Am folgenden Abend geht er ihr von Weitem nach, und sieht sie, mit allen Merkmahlen der Heimlichkeit, in die Hütte seines Feindes schleichen. Ein neues Erstaunen, mit dem heftigsten, schnell aufwallenden Verdrusse gemischt. Er eilt ihr nach, und öffnet die Thür. Sie sitzt am Bette des Kranken, der seine matten Blicke auf die ihrigen richtet und in ihrem gütigen Auge Erquikkung und Trost sucht. Die Kinder haben sich, mit den unschuldigen Blicken der Liebe, an sie geschmiegt. Die Mutter, mit dem jüngsten Kinde auf dem Schooße, sitzt ihr gegenüber, sieht das Schauspiel, und ihre Augen leuchten von Dankbarkeit. Meine Tochter! ruft Rich-

ter im Hereintreten; du bist hier? Hannchen erschrickt. Der Kranke wendet seine starren Augen von dem Vater auf die Tochter. Gott im Himmel! seine Tochter? ruft die Mutter, und wirft sich, von der Güte des Mädchens zerschmettert, vor ihr auf die Kniee. Seine Tochter? wiederholt der Kranke, ganz überwältigt, faltet die Hände, hebt sie gen Himmel, und weinet heiße Thränen. Richter sieht, hört, und vergeht fast vor Entzücken; Freude, Bewunderung, Dankbarkeit, Reue machen die Versöhnung leicht. Hannchen faßt ihren Vater bei der Hand, führt ihn an das Lager des Kranken, und legt Beider Hände in einander. Die vieljährigen Feinde sehen sich zweifelnd an; doch Thränen verdrängen die Zweifel, und tödten den Haß. Die Versöhnung ist geschlossen. Hannchen geht nun bei Tage zu dem Feinde ihres Vaters, drückt dem Sterbenden die Augen zu, und erwirbt der Wittwe die Hülfe der bewundernden Stadt.

Hier hast du die Erzählung ganz einfach, wie von einem Chronikenschreiber. Ich habe mir Mühe gegeben, alle Reflexionen, die auch

einem entschiedenen Schurken dabei einfallen müßten, zu unterdrücken. Sieh, das ist der vergoldete Abgott, vor dem ich anbete! Soll er das seyn — wohl! ich liege dann neben meinem ehrwürdigen Vater auf den Knieen, und bete an. Du hast es wirklich nicht übel getroffen. Meine Liebe ist eine fromme Empfindung; und wenn ich ihr meine Hand antragen dürfte — ich würde sie ihr bieten, wie einem Engel, den der Allmächtige sendet, einen Menschen zu segnen. Bin ich noch ein Sophist? Rede!

Offenbach.

Ich kann dir nichts weiter antworten, als das: ich liebe meine Mutter, und halte es für Pflicht, sie nicht zu kränken. Daß ich aber, wie du meinst, der Versuchung aus dem Wege gehen soll; daß ich, und so weiter — Lieber Ludwig, ein Rath ist leichter gegeben, als befolgt. Ich bin stark genug, mich nicht vor ihr in den Staub zu werfen und ihr zuzurufen: Mädchen, ich liebe dich! Und manchmal, Lud-

wig, beuge ich schon die Kniee dazu, wenn ich sehe, wie sie ... Doch warum wieder mahlen, was meine Phantasie mir ohnedies viel öfter mahlt, als es mir gut ist. Die Versuchung meiden! Glaube mir, ich brauche sie nicht zu sehen, um dennoch nur sie zu denken. Auch seh' ich sie selten, sehr selten. Fühlt das Reh darum, weil es dem Jäger entfloh, den Pfeil nicht, den es mit sich trägt? Laß das! Die Vorsehung brachte mir das Mädchen; sie mag entscheiden. Du meinst es gut; doch — Sey ruhig, und fürchte nichts!

Offenbach.

Ja, ich fange an mit dir zu glauben, daß ich sie leidenschaftlich liebe. Leidenschaftlich: mein ganzes Wesen, alle meine Kräfte sind zu ihr gewendet, und hangen von ihr ab. Es ist wahr, was ich dir sagte: ich sehe sie selten; noch seltener spreche ich sie: ach! und ich möchte verzweifeln, daß ich ihr so gleichgültig bin. Gleichgültig! Ja; und, bei Gott! daran bist du Schuld. Warum muß ich zögern? warum

die brennende Liebe wie ein Verbrechen verbergen? nicht wahr, bis ein Anderer kommt, und mir das Mädchen raubt, und mit dem Mädchen das ganze Glück meines Lebens? Dann freuet euch, wenn ich vergehe, wie die Blüthe, der die belebende Sonnenwärme fehlt!

Da wandre ich diesen Morgen, bei mir selbst überlegend, mit der Büchse auf der Achsel, im Forst umher. Schon lange hör' ich jemand hinter mir. Ich will mich nicht umsehen, um in den schönen Träumen von ihr nicht gestört zu werden. Endlich hör' ich neben mir eine bittende Stimme: „Euer Gnaden!" Ich sehe mich um. Da steht Lauterbach, des alten Försters Sohn, vor mir, mit dem freundlichsten Gesichte, das der Bursche erzwingen kann. „Ich hätte eine unterthänige Bitte an den gnädigen Herrn Grafen." Ich stehe, und er bittet mich um die Gewißheit, daß er den Dienst seines Vaters nach dessen Tode erhalten solle. Er bittet so rührend, daß ich mich fangen lasse, und ihm die Hand darauf gebe. Dem Burschen treten ein Paar Thränen in die Augen. Du weißt, wie es mir mit Thränen geht. Ich

wiederhole meine Versicherung noch einmal, und setze einige Worte hinzu, daß ich gern zu seinem Glücke beitragen wolle. „Das können Sie, gnädiger Herr Graf," fängt er stockend und mit einer hohen Röthe an. „Mein alter Vater will mir seinen Försterdienst jetzt gleich abtreten, und nach Zorringen ziehen."

Wohl, Lauterbach; Er soll die Stelle haben. Sein Vater hat lange und treu gedient. Das Haus in Zorringen ist doch in gutem Stande?

„O ja, Euer Gnaden. Und dann — lieber Gott! ich habe dann Brot für mich und wohl auch für sonst jemand. Da dächt' ich . . ."

Er nähme eine Frau? nicht wahr, Lauterbach?

„Wenn Euer Gnaden nichts dagegen hätten?"

Nicht das geringste. Er weiß, mein Vater sieht das gern. Nun? und da hat Er schon gewählt? — frage ich lächelnd.

Er verbeugt sich, und erröthet. „Ich wohl; und es ist ein hübsches, stilles Mädchen, bei dem ich nicht verderben würde. Wenn Sie mir Ihr gnädiges Vorwort . . ."

Das soll Er haben, und die Hochzeit geb' ich Ihm auch. — Ich muß dir nur gestehen, Ludwig, mir fuhr der Gedanke schnell durch die Seele: auf der Hochzeit kannst du sie vielleicht sehen und sprechen.

Der Mensch verbeugte sich, lächelte und drehete den Hut auf der Hand. „Es ist Jungfer Hannchen, des Herrn Verwalters einzige Jungfer Tochter."

Er erschrak, als er das gesagt hatte: Gott weiß, ob es des Gesichtes wegen war, das ich vielleicht machte. Ich faßte mich, so gut ich konnte. Hm! sagte ich: recht gern, wie gesagt, mein lieber Lauterbach. Nun? hat Er der Jungfer Richter Seinen Antrag schon gemacht? — Bei diesen Worten sah ich erst, und mit Unruhe, daß es ein hübscher Bursche ist, mit großen blauen Augen, rosenrothen Wangen und einer schlanken Gestalt. Hübsch und nett gekleidet war er von jeher.

„Meinen Antrag? Den noch nicht; aber gemerkt hat sie es wohl, wenn sie's hat merken wollen, daß ich ihr herzlich gut bin."

Nun? und hat Er denn nichts von ihr ge-

merkt? — Ich fragte das nur halb laut, und spielte mit dem Hunde, um meine Angst zu verbergen.

„Je nun, sie ist mir nicht böse. Also Sie wollten wohl mein Fürsprecher seyn?"

Recht gern, Lauterbach, wenn es anders möglich ist. Ich vermuthe, der Verwalter denkt wohl mit seiner Tochter sonst wohin. Er muß gemerkt haben, daß es ein ganz andrer Mann ist, als so gewöhnlich die Verwalter: (Lauterbach nickte mit dem Kopfe;) ein kluger Mann, der alle Tage Justizamtmann, oder so etwas, werden könnte. Und wer weiß, was noch aus ihm wird! Mein Vater — auch das hat Er gewiß gemerkt, Lauterbach? (Er nickte wieder, und hörte aufmerksam zu.) Mein Vater hat Richtern lieb, und es mag wohl etwas mehr dahinter seyn. Ich will also erst einmal bei Richtern hinhorchen; denn wenn der und seine Tochter höher hinaus wollen, so . . .

„Die Tochter gewiß nicht, gnädiger Herr Graf; denn die ist alle Morgen ganze Stunden in unserm Hause, als ob sie hinein gehörte." (Ich zog die Stirn zusammen.) „Alle

Morgen, wie ich sage; und das ist gerade, wie zwischen Schwester und Bruder. Nein, da wollt' ich meinen Tyras hier gegen den Ladestock setzen: die denkt nicht höher hinaus, als höchstens eine Förstersfrau, oder so 'was, zu werden."

Förstersfrau! Bei diesem Worte hätte ich den Menschen prügeln mögen. Wie ich sage, hob ich wieder an; schweige Er noch so lange, bis Er den Verwalter gesprochen hat. Auch weiß Er, Lauterbach, daß mein Vater nichts in der Welt mehr haßt, als wenn junge Leute sich ohne Wissen der Eltern versprechen, oder Liebesanträge machen. Das könnte Ihm Schaden bei der Försterstelle thun. Ich will Ihm helfen; nur folge Er mir! Mit diesen Worten ging ich.

Alle Morgen ganze Stunden bei dem jungen, hübschen Menschen! Sieh, diese Vorstellung quälte mich heute den ganzen Vormittag. Aber es kann nicht seyn. Der junge Mensch ist verliebt; um seine Hoffnung, die ich ihm nehmen wollte, nicht fallen zu lassen, macht er aus Einem Male, das sie vielleicht da gewesen

ist, alle Morgen. Wie viele Hoffnung nimmt nicht die Liebe aus einem Blicke, aus einem Worte! — Sie gehen mit einander um, wie Schwester und Bruder! Gott im Himmel! der Mensch sagte das daher, wie eine Zeitungsnachricht; und ich verginge vor Entzücken, wenn ich sagen könnte: sie geht mit mir um, wie eine Schwester!

Ich habe es überlegt. Es kann nicht seyn. Der Bursche rühmt sich, weil er einen Spiegel im Hause hat und ein eitler Geck ist. Wie könnte dieses Mädchen — Und doch . . . O Himmel! wenn ich wieder bedenke, es wäre möglich, daß sie seine Frau würde! Dieser Mensch, dieser — Mensch ohne Herz, ohne Geist, würde der Besitzer so vieler Liebenswürdigkeit; er sollte diesen Himmel — sollte in diesen Armen, an diesem Busen ruhen! O Ludwig, Ludwig! ich möchte verzweifeln!

Offenbach.

Er hat Recht! Ich bin verloren! Verschwendet an diesen Menschen die ganze Seligkeit, deren kleinster Theil mein irdisches Glück geschaffen haben würde; und die er nicht fühlt, nicht einmal ahnet! „Ein stilles, hübsches Mädchen, bei dem ich nicht verderben würde:" das waren seine eigenen Worte. Siehst du nicht in diesen Worten die gräßliche Zernichtung aller ihrer andern Tugenden? Was braucht er auch mehr, als ein hübsches Weib für seine Augen, ein fleißiges Weib für seine Haushaltung? Was soll ihm dieser edle hohe Geist, diese feine zarte Empfindung des Herzens, diese schöne Harmonie aller Seelenkräfte? Er bedarf eines hübschen, eines stillen, fleißigen Weibes; und alles Andere wird weggeworfen, wie die Spreu, wenn der Weizen abgesondert ist. O menschliche Bestimmung! Und wie sie selbst, sie selbst, sich zu diesem todten, freudenlosen Tagewerke, zu diesem thatlosen Rade in der Uhr einer Haushaltung — denn mehr wird sie, bei Gott! nicht seyn — verdammen kann, mit die-

sem Gefühle der edelsten Kräfte, mit diesem lebendigen Gefühle der inneren, immer regsamen Stärke! Wie sie aus dem Kreise ihrer Kraft und ihres Lebens freiwillig in dieses Gebiet des Nichts, wo alle ihre Tugenden erstarren müssen, übertreten kann! — Ich schüttle den Kopf; denn ich sehe nichts als Dunkel.

Noch gestern, als ich deinen Brief geendigt hatte, war es mir so gewiß, daß sie den Menschen nicht genug achten könnte, um seine Gattin zu werden. O, ich träumte die Nacht hindurch so süß! Wie Bruder und Schwester! Aus dieser Vorstellung webte meine Phantasie ihre Träume. Und wahrhaftig, mein Herz, selbst meine Sinnlichkeit, verlangte nicht mehr. Bruder und Schwester! Dies holde Vertrauen, diese reine Theilnahme, dies arglose Ergießen beider Herzen in einander war alles, was ich wollte, was ich hatte, und was mich im Traume so glücklich machte.

Diesen Morgen tragen mich meine Füße mechanisch vor Lauterbachs Hause vorüber. Es ist noch früh. Eben bin ich vor dem Hause; da öffnet sich oben ein kleines Schiebefenster,

und sie sieht heraus. Sie lehnte sich weit aus dem Fenster, und winkte einem Kinde, das vor mir, am Hause hin, sich beschäftigte. Ach, Ludwig, sie trug einen vertraulichen Morgenanzug, als ob sie schon die Frau des jungen Menschen wäre: eine weiße Schlafhaube, unter der das Haar nur leicht aufgeschlagen war, ein weißes Mieder, nur leicht mit einem Halstuche verhüllt. So sah ich sie, so lehnte sie sich bis an den Gürtel heraus, und rief das Kind mit einer Art, aus der ich schließen konnte, wie vertraulich sie mit diesem Hause schon umgeht. Hinter ihr stand wahrscheinlich Lauterbach; denn über ihren Schultern weg erblickte ich etwas Grünes. Wie Bruder und Schwester! oder, noch vertrauter, wie Bräutigam und Braut!

Wie beneid' ich den Menschen um diesen Morgen! um diesen Morgen, dessen Glück er nicht kennt! Ein Mädchen, bei dem er nicht verderben wird!

Offenbach.

Wenn mein Vater denn Recht hätte (überzeugt hat er mich nicht), so sollte man die ganze Pracht der Farben nicht an ein Bild verschwenden, das nur zum Anstarren da hängt; so sollte man uns nicht aus dem engen Kreise wegschleppen, der unsere Glückseligkeit einschließt; so sollte man uns nicht zu Tugenden verdammen, die nicht zu unserem Loose bestimmt wurden; so sollte man — Weg mit allem dem Geträtsch, zwischen dem unser Herz, wie zwischen zwei Steinen, eingepreßt liegt! So ist es ja recht gut! so ist der Bettler am Wege, der sein Lied pfeift, und sich auf das erste Strohlager, das er antrifft, mit seinem Weibe hinwirft, sein Kind herzt, die liebe Zeit verplaudert — so ist der mehr ein Mensch, als Sokrates, der den Schierlingsbecher nimmt! so habe ich ja (du, mein Vater, und die ganze vornehme Welt, ihr mögt sagen, was ihr wollt) dennoch Recht, wenn ich alle die Armseligkeiten des Standes für einen Seufzer der Liebe verkaufe, und lachen lasse, was seine hochgebor-

nen Lungen zum Lachen peitschen will! so ist ja wahrlich die ganze mühsame Cultur des Geistes ein weit zerbrechlicheres Ding, als das Glas, das ich an die Wand werfe, weil es mir im Wege steht!

Sieh, ich will dir das ganze Gespräch, das ich mit meinem Vater gehalten habe, hersetzen; dann magst du urtheilen. „Der alte Lauterbach," fängt mein Vater an, „will seinem Sohne den hiesigen Dienst abtreten. Ich habe nichts dawider; und nun will sein Sohn . . ."

Heirathen, Vater! fiel ich ein — mit Wärme, wie du sehen wirst.

„So? Dich scheint das zu interessiren, Gustav!"

Ich erröthete. Ja, von einer Seite, lieber Vater, antwortete ich doch gefaßt. Er will Hannchen Richter heirathen, und hat mich zu seinem Fürsprecher gewählt. Ich finde nichts Unschickliches in Lauterbachs Wunsche; denn sey es, wie es sey: er weiß nicht, wer Richter ist. —

„Aber? — Du hast noch nicht gesagt, was du sagen willst."

Ich

Ich finde das Mädchen über ihm; zu weit über ihm. Die Richter verdient einen andern Mann. Bedenken Sie selbst, lieber Vater! ein Mädchen mit diesem Herzen, diesem Geiste!

„Richtig; das Mädchen verdient einen rechtschaffnen, guten Mann, verdient das höchste Maß des ehelichen und häuslichen Glückes."

Gerade das will ich sagen, und eben darum . . .

„Laß uns einander verstehen. Lauterbach ist ein wohlgebildeter, sehr redlicher, gutherziger Mensch, mit gesunder Vernunft, ohne irgend einen großen Fehler. Das räumst du doch ein? Er hat sein Auskommen; er hat meine und deine Unterstützung: nicht wahr? Was fehlt ihm nun noch, ein vernünftiges Mädchen, das so ohne Anmaßung, so häuslich, so einfach ist wie Hannchen, glücklich zu machen?"

Vater! ein Förster, ein Mensch ohne Bildung! Und Sie glauben, Hannchen würde nicht unglücklich mit ihm seyn?

„Nicht unglücklich, und sogar glücklich. Denn was bedarf man, glücklich zu seyn? Wahrhaftig nichts als das Gefühl, daß man

geliebt ist. Hannchen wird die Frau dieses Mannes. Es kann nicht fehlen, sie muß seine höchste Liebe, seine höchste Achtung haben; und Liebe und Achtung sind in zarten Herzen immer in gleichen Gestalten. Du kannst, wenn du wirklich liebst, nicht besser lieben, als Lauterbach, vorausgesetzt, daß der eben so wirklich liebt. Vielleicht kannst du deine Versicherungen der Liebe in schönere Worte kleiden; aber das ist auch alles. Besser lieben kannst du nicht, als jeder andere Mensch, der so gut ist, wie du. Die kleinen häuslichen Geschäfte, von der Liebe eines redlichen, guten, zärtlichen Mannes gewürzt, werden Hannchens Gefühl leicht für die kleinen Mängel seiner Bildung entschädigen. Sie wird Mutter: ein neues Band der Liebe und des Glückes, zwischen ihr und ihrem Manne! Das größte Glück, mein Sohn, hat die Natur keinem Menschen versagt; und dieses hohe Maß des Glückes durfte nicht in Dingen liegen, die nur von Wenigen erreicht werden können. Die Freuden der Liebe, die Elternfreude, die Freuden des Wohlhabens, die Ruhe, die aus dem Allen und aus einem guten

Gewissen entspringt, machen das höchste Maß der menschlichen Glückseligkeit aus. Was von dem allen könnte Hannchen als Lauterbachs Frau nicht genießen? Die Liebe ihres Mannes, die Mutterfreuden, Gesundheit, Wohlhabenheit, Ruhe, Thätigkeit, gutes Gewissen: alle Wege zu einem glücklichen Leben stehen ihr offen, wenn sie ihn liebt, und lieben kann."

Wenn sie ihn liebt, und besonders wenn sie ihn lieben kann! Aber das bezweifle ich ja, eben weil . . .

„Weil du Hannchen verkennst. Lauterbach ist ein hübscher junger Mann, mit Verstand und einem guten Herzen. Laß Hannchen erst sehen, daß er mit ganzer Seele an ihr hängt! Du weißt noch nicht, mein Sohn, daß Liebe mächtiger ist, als Gold, Bildung und Rang."

Mich dünkt, Vater, wenn Hannchen, wie Sie sagen, Neigung für den jungen Menschen bekäme, so sollte man sie abhalten, ihm ihre Hand zu geben.

„Und warum?"

Weil . . . weil . . . Sie werden doch wohl nicht läugnen, daß Hannchen den alleredelsten

Mann glücklich machen könnte? daß sie es verdient, ein Herz zu besitzen, für dessen Fehler Liebe und häusliches Glück nicht erst ihre Augen blenden müßten?

„Wenn sie keine Liebe für ihn hat, so wird sie ihn nicht heirathen; aber weiß er ihr Herz zu gewinnen, so nimmt sie ihn mit seinen kleinen Mängeln lieber, als den edelsten Mann, der nur ihre Achtung hat."

Und ihre Tugenden, ihr hoher, reiner Geist, ihre zarte, feine Empfindung, ihr fester, schöner Charakter, alle die Eigenschaften, die das Glück des edelsten Geistes gemacht haben würden, gehen dann ungebraucht verloren! Oder alle diese Kräfte, die ganze, edle Vernunft wird genützt, eine Haushaltung zu führen, die ein Geist mit dem tausendsten Theile ihrer Kräfte eben so gut geführt hätte. Das heißt doch wohl nichts anders, als noch einmal die herrliche Aussicht vom Stein, und den Aufgang der Sonne an den Kammerherrn verschwenden, wie Sie selbst sagten.

„Hm! du wirst sehr heiß bei der Untersuchung. Wohl, mein Sohn! ich gebe dir zu,

daß Richters Tochter Kraft hat zu Allem, was je die edelsten Weiber thaten; ich gebe dir zu, daß sie selbst eine Portia seyn könnte. Soll sie es darum seyn? Du glaubst, ihre Tugenden werden in dem kleinen, unbedeutenden häuslichen Leben verloren gehen; und ich glaube, es ist die höchste Tugend, in seinem Hause sanft, zufrieden, und sich selbst immer gleich zu seyn. Wahrhaftig, mein Sohn, es ist leichter, sich in dringenden Umständen zu einigen großen, edlen Handlungen zu erheben, welche die Erde bewundert, als unter den täglichen, immerwährenden Unannehmlichkeiten der Haushaltung gleiche Laune zu behalten, nicht böse zu werden über die Kleinigkeiten, die den Menschen unaufhörlich necken, in jedem kleinen Abschnitte des menschlichen Lebens anhaltend gut zu seyn. Ich halte das für die Wirkung der vorurtheilsfreiesten Vernunft. Zwar nennt man das nicht Tugend; allein man thut Unrecht daran. Lieber Gustav, solche große, in die Augen fallende Menschen und Handlungen hat die Vorsehung von Zeit zu Zeit nöthig, um das ganze Geschlecht der Menschen zu be-

glücken; um aber einen Einzelnen glücklich zu machen, bedarf sie selten dieser blendenden Größe: dazu braucht sie ein stilles, anspruchloses Herz, voll Liebe. Und glaubst du nicht, daß Lauterbach auf diesen Segen der Vorsehung so viele Rechte hat, wie ich und du? Womit hätte er sich dessen unwerth gemacht?"

Aber womit denn Richters Tochter des höheren Glückes, dessen sie fähig ist?

„Welches Glückes? Du findest doch die Lage, worin Hannchen jetzt ist, für sie nicht unnatürlich? Was thut sie denn jetzt, was sie nicht auch als Lauterbachs Frau eben so, und noch besser, thun könnte? Sie besorgt ihres Vaters Haushaltung mit Fleiß und Stille; sie ist eine gütige Mutter für die Mägde; so weit ihr Vermögen reicht, die Wohlthäterin aller Nothleidenden; dem ganzen Dorfe ein Beispiel des Guten: kann sie das alles nicht auch als Lauterbachs Frau, und noch besser, seyn? Sie erhält dann zwei Vorzüge mehr; denn sie wird Gattin und Mutter. — Was hältst du für Hannchens edelste Handlung?"

Ihre Wohlthätigkeit gegen den Feind ihres Vaters.

„Nun? und war sie damals nicht ärmer, als sie jetzt seyn wird? Würde sie als Lauterbachs Frau das nicht eben so wohl gethan haben? Nein, mein Sohn: erhält Lauterbach ihre Liebe, so hat der Himmel ihre Tugenden da angewendet, wo sie glücklich machen; so ist ihr eignes Loos glücklich gefallen!"

So sprach mein Vater. Und warum soll ich denn nicht meine Hand nach dieser lieblichen Frucht ausstrecken? ... Wenn allein häusliches Glück die Ruhe des Lebens sichert; wenn Gold und Rang wie nichts dagegen zu achten sind: warum soll ich denn nicht in der Liebe dieses Mädchens glücklich seyn wollen? warum denn nur auf dem ungewissen und thörichten Wege des Ranges suchen, was mir hier so sichtlich geboten wird? — Warum, wenn dieses Mädchen der Stolz und das Glück jedes Hauses wäre — warum soll es nicht das Glück meines Hauses seyn? Wenn dieser enge Kreis häuslicher Zufriedenheit der beste Segen des Himmels ist, warum soll mir der mindere Se-

gen genug seyn? warum soll ich mit Tugenden prahlen, die der Himmel für sich behielt? warum verzweifeln? O, ich möchte von Sinnen kommen!

Offenbach.

Wenn sie ihn liebt? Wie mich die Frage folterte, wie sie mich noch jetzt foltert, weil ich noch immer nicht Ja oder Nein antworten kann! Ich traf sie gestern in der Allee, die nach Zorringen führt. Sie hatte ein kleines Mädchen, etwa von sechs Jahren, bei sich. Ich bog aus dem hohen Korn in die Allee ein, und sie stand nur zehn Schritte weit von mir. Als ich sie sah, erröthete ich, und war schon im Begriff, quer durch die Allee; in den andern Fußpfad einzubeugen, so sehr ich mir auch noch so eben die Gelegenheit gewünscht hatte, sie allein zu sehen. Das kleine Mädchen warf mir einen Kuß zu, eilte mit ausgestreckter Hand zu mir her, und fiel über einen Stein. Ich hob das Kind auf, und auch Hannchen kam herbei. Indem wir das Kind über seinen

Fall beruhigten, war es, als ob das Fremde, die Scheu, die mich sonst immer zurückhielt, von mir abgefallen wäre. „Das arme Kind!“ sagte ich lächelnd: „warum verließ es auch seinen Schutzengel?“ Bei diesen Worten ging ich, des Kindes Hand noch immer haltend, vorwärts. „Wer ist das Kind?“ fragte ich, und wendete mich an Hannchen, die langsam neben mir her ging. — „Die Schwester des jungen Lauterbach,“ antwortete sie. — Warum nicht Tochter des alten? Das fiel mir auf. Ich war entschlossen, ihr Herz auszuforschen. Mit aller mir nur möglichen Ruhe fragte ich, ohne sie anzusehen: „des jungen Lauterbach? Wissen Sie denn wohl, Jungfer Hannchen, daß der junge Lauterbach hier Förster wird?“ Sie antwortete nicht. Ich blickte auf, und sah, daß sie lächelte. „Dann braucht der junge Mensch eine Frau,“ fuhr ich wieder fort; „und mir hat er den Auftrag gegeben, ihm eine auszusuchen.“ Nun sagte ich dem Kinde etwas, um ihr Zeit zu lassen, daß sie antworten könnte. Sie that es aber nicht, sondern sagte dem Kinde ebenfalls irgend etwas ohne

Bedeutung. Meinen Sie nicht, Jungfer Hannchen, daß er eine gute Frau verdient? hob ich wieder an. — „Er ist ein sehr guter Mensch,“ sagte sie bejahend. — Folglich verdient er das beste Mädchen, das ich kenne. Und wenn Sie nun dieses beste Mädchen wären? Ich warf einen Blick auf sie, und sie lächelte wieder ruhig. — Nun? fragte ich. Sie erröthete ein wenig, und antwortete langsam: „Sie wären sehr gütig, wenn Sie das glaubten, Herr Graf.“ — Wenn nun, fuhr ich fort, Lauterbach mir den Auftrag gegeben hätte, bei Ihnen sein Vorsprecher zu seyn? Ich wartete wieder auf Antwort; aber sie lächelte nur, und schwieg. — Nun? Ich forderte mit meinem Blick eine Antwort. — „Herr Graf,“ sagte sie etwas ernst; „darf ich Ihnen gestehen, daß mich Ihre Fragen verlegen machen, besonders da sie alle mit Wenn anfangen?“ — Also, wenn sie ohne Wenn wären, dann ... — „Herr Graf, sie würden mich dennoch verlegen machen.“ Ich sah sie an, und bemerkte, daß sie ein wenig ängstlich war. Hannchen! sagte ich jetzt mit einem entscheidenden Tone; der junge Lauter-

bach wünscht Ihre Hand. — Sie schwieg. — Ist in Ihrem Herzen keine Stimme, die auf diesen Wunsch antwortet? — Ich sah sie starr an. Sie erröthete. Hannchen, nun? sagte ich lächelnd; auf jede Frage gehört eine Antwort. — „Herr Graf," fing sie mit einer Art von bittendem Tone an: „es würde meinen Vater schmerzen, wenn ich antwortete, ohne seinen Rath gehört zu haben." — Sie sagen doch also nicht Nein? (Ich zitterte bei dieser Frage.) — „Ich weiß nichts zu sagen, Herr Graf, als daß ich in Verlegenheit bin. O, das Zutrauen, das Sie von mir verlangen, kann nur die Liebe des Vaters fordern, und die Liebe des Kindes geben." — Wohl! fing ich eifrig an: so seyn Sie meine Freundin, Hannchen; ich wünsche nichts als Ihr Zutrauen. Bei diesen Worten ergriff ich ihre Hand. Sie verbeugte sich leicht, und bückte sich, um dem kleinen Mädchen die Schürze aufzubinden. „Nun müssen wir wohl zurückgehen," sagte sie freundlich zu dem Kinde. Sie verbeugte sich noch einmal, ging die Allee hinunter, und ich stand, wie verlassen, da.

Ich habe mir ihre Antworten Sylbe für Sylbe wiederholt, und finde nicht heraus, und der Pfeil ist tiefer in die Wunde gedrückt als je. Was gäb' ich darum, wenn ich wüßte, daß sie ihn nicht liebt! Was darum, wenn ich sagen könnte: sie liebt m i c h!

Offenbach.

O Ludwig, was ich auch thue, um den Zweifel zu lösen: ich finde nicht heraus. Gestern schlug ich die Hände zusammen über das Mittel, das ich erfunden hatte, ihr Herz auszuholen. Hannchen ist jeden Tag in Lauterbachs Hause. Wird sie auch morgen da seyn? fragte ich gestern. Liebt sie ihn nicht, so muß sie die Gelegenheit vermeiden, ihn zu sehen; so ist sie morgen nicht da. Diesen Vormittag gehe ich an Lauterbachs Hause vorüber, und der Alte steht am Fenster. Ich rede ihn an, trete hinein, setze mich, und spreche mit ihm über die Forsten. Das kleine Mädchen, das ich in Hannchens Gesellschaft gesehen hatte, war da. Ich fragte es, und kam so auf Hannchen. „Ja,"

sagte der alte Mann, und seine Miene wurde heiter: „es ist ein Glück von Gott für meine Kleinen, daß ein so gutes Mädchen hier ins Dorf gekommen ist.“ Nun erzählte er, mit einem Eifer, welcher zeigte, wie sehr er Hannchen liebt und wie viel er ihr zu verdanken hat, daß sie jeden Morgen auf ein Paar Stunden zu ihm komme, um seine Kinder zu unterrichten. Und nun erfuhr ich auch, was ich noch nicht wußte, daß Hannchen die Lehrerin aller Mädchen im Dorfe ist, und sehe an des Försters Kindern Proben von ihrem Talent, die mich in Erstaunen setzen. Mitten in der Erzählung treten bald die Kinder, bald der alte Mann ans Fenster, und sehen, ob sie noch nicht kommen will. „Heute kommt sie nicht!“ sagt er zuletzt traurig. „Es ist meine beste Zeit im Tage, wenn ich hier sitze und zuhöre, und von dem jungen Mädchen lerne, wie gut der liebe Gott ist, und wie alles in der Welt darauf hinaus läuft, daß man rechtschaffen leben soll.“

„Zum Exempel mein Großer,“ fuhr er eifrig fort. „Er war nicht böse, aber doch roh auf-

gewachsen, wie in der Schonung ein Bäumchen wild dahin wächst. Doch nun — Gott lohn' es dem Mädchen! (Der alte Mann nahm bei diesen Worten die Mütze mit Ehrfurcht ab) — seitdem sie hier aus- und eingeht, ist er wie ein Baum am Spalier gezogen, und mit einer edleren Frucht gepfropft. Ich muß aber auch sagen, daß er sie lieb hat, lieb wie Gott."

In diesem Tone fuhr der alte Mann fort von ihr zu reden: mit einer wahrhaft andächtigen Ehrfurcht, mit einer Herzlichkeit, daß ich mit gefaltenen Händen da saß, ihm andächtig, ohne ihn zu unterbrechen, zuhörte, und an meinen Zweck nicht weiter dachte. „Wenn ich," sagte er, als ich aufstand, „noch Eins erfüllt sähe, ehe ich stürbe, so . . ." — Er wischte sich ein Paar Thränen aus den Augen. Ich mochte nicht nach seinem Wunsche fragen; denn ach! ich war entschlossen, die Erfüllung desselben zu vereiteln.

Ich ging ruhiger nach Hause; denn sie war doch nicht da gewesen. Aber auf meinem Zimmer fiel mir ein, daß ihr heutiges Wegbleiben eben so viel für, als wider beweisen könne. Da

bin ich nun in Zweifel versunken. O, wäre ich doch dem Antriebe meines Herzens gefolgt, und hätte ihr gesagt: ich liebe dich! Das sollte ich noch jetzt thun, was auch daraus entstehen möchte. Wenn der alte Mann vor sie hinträte, und mit den weinenden Augen ihr den Wunsch sagte, den er so gern vor seinem Tode noch erfüllt sähe; ich wäre verloren! Der junge Mensch hatte den besten Vorsprecher; und er wählte mich! O, ich sollte nicht mehr zögern!

Offenbach.

Wünsche mir Glück! Sie hat ihn ausgeschlagen. Ich bin fröhlich, wie ein Mensch, den das stürmende Meer gesund an das Ufer warf. Wenn sie auch noch nicht m e i n ist, so ist sie doch keines Andern; und so lange das Herz schlägt, hofft ja der Kranke. O, quäle mich nicht mit deinem guten Rathe! Jetzt kann ich sagen, ich werde ihn befolgen, ohne daß du besser mit mir daran bist, und ohne daß mein Herz besser daran ist. Vor einigen Tagen

konnt' ich das nicht. Tausendmal war ich fest entschlossen, mich ihr zu Füßen zu werfen, selbst in Gegenwart ihres Vaters, meines Vaters, und sogar meiner Mutter, mich ihr zu Füßen zu werfen. Denn mit jedem Augenblick fürchtete ich die Nachricht zu erfahren, daß sie seine Braut wäre. Schon oft öffnete ich die Thür, um zu ihr zu gehen, und einmal war ich schon unten im Hause. Meine Mutter begegnete mir, und fragte: wohin, Gustav? Diese Frage jagte mich wieder zurück. Ich fühlte tief, welch ein Kampf meinem Herzen bevorstand.

Endlich begegnete ich dem alten Lauterbach, und sagte ihm, daß er nach Zorringen abgehen könne, wenn er wolle. Er schüttelte den grauen Kopf. Hm! sagte er; wenn Euer Gnaden erlauben, so wünscht' ich jetzt, daß mein Sohn nach Zorringen ginge. Ich fragte: weshalb; und nun erzählte er mir, daß sein Sohn um Hannchen angehalten und abschlägige Antwort bekommen habe. In meinem Herzen regte sich ein lautes Vergnügen; doch schämte ich mich bei den Thränen, die von den Wangen des alten

alten Mannes herabflossen. Ich verbarg meine Freude unter der falschen Frage: nun? wie kam denn das? Das ist doch sonderbar von dem Mädchen! Und sogleich nahm der alte Mann das Mädchen mit einer Herzlichkeit in Schutz, die ihn mir ehrwürdig machte.

Er selbst hat sie in einer bequemen Stunde gebeten, seinem Sohne ihr Jawort zu geben. Sie drückt ihm die Hand, und sagt: wie gern wäre ich Ihre Tochter, lieber Vater! Aber wenn Sie den einzigen Sohn hätten, und er wollte sich in die Ferne hin an ein gutes Mädchen verheirathen: wünschten Sie nicht, daß er lieber bei Ihnen bliebe und in den Armen einer andern guten Frau der Trost Ihres Alters würde? Mein Vater bleibt hier nur so lange, als der alte Herr Graf noch lebt; dann, oder noch eher, verläßt er diese Gegend. „Es kann nicht seyn, lieber Vater," sagt sie zuletzt mit einer Stimme, die der Alte mit der Stimme eines betenden Engels verglich; „ich muß mir das Glück versagen, Ihre Tochter zu werden." Mit sehr betrübtem Blicke setzte der Alte hinzu: ich wollte zwar ihre Einwendungen

aus dem Wege räumen; aber, zu meinem und meines Sohnes Unglück, hatte sie Recht.

Ich hoffe, das ist nur ein Vorwand gewesen, unter dem sie dem Alten entkommen wollte. Aber genug, sie hat den Sohn ausgeschlagen. Der junge Lauterbach ist untröstlich. O Ludwig, was würde ich seyn, wenn es mir so ginge! Ich habe ihn selbst gesprochen, ihm die Gewißheit zu geben, daß er die Försterstelle in Zorringen bekommen solle. Zieh Er Sich das nicht so zu Herzen, sagte ich ihm; es giebt ja mehr hübsche, stille Mädchen, bei denen Er nicht verderben wird! — „Ach! Ihr Gnaden," erwiederte er, und schlug die Hände schmerzlich zusammen: „nicht verderben! Ich habe die Nächte her auf den Knieen gelegen und Gott gebeten: er möchte mich nur dieses Glükkes würdigen, und es dann mit mir machen, wie er wollte. Jedesmal fiel mir aber ein: du unwürdiger Mensch, womit hättest du doch eine solche Frau verdient!" Dabei schlug er die Hand auf die Brust, seinen Unwerth zu bekennen. „Ich dachte," setzte er mit Kopfschütteln hinzu, „ich wollt' es mit Beten zwingen."

Seine Blicke waren dabei so kummervoll, daß ich mich abwenden mußte, weil mein Herz in Mitleiden zerschmolz.

Sieh, Ludwig, so wird sie geliebt! Und jede Nacht schlage ich jetzt an meine Brust, und rufe gewiß mit Innigkeit: ich Unwürdiger! — O, wenn es auf Verdienen ankommt; wer darf dann sagen: ich verdiene sie!

Offenbach.

Ludwig, ich möchte an dein Herz fliegen, und rufen: wie glücklich bin ich! Ihre Hand hat die meinige gedrückt; ihre Augen haben den meinigen zugelächelt, und meine Lippen auf ihrer Wange gebrannt. O, wenn einst die Liebe mir gäbe, was Mitleiden und Freude mir gegeben haben! O, wenn einst . . . Doch warum will ich mir die süßesten Gefühle vergiften, die kein Glück, keine Freude, je aus meiner Brust verdrängen wird! Und war es nicht der Weg zur Liebe, den der Zufall mich führte? — Zufall! Du schaltest mich einmal einen Sophisten; und darum will ich schweigen.

Heiße denn Zufall, was Vorsehung war. Zufall! Guter Gott! Mag der Unglückliche die Leiden, die ihn treffen, Zufall nennen, um sich mit der Hoffnung auf ein besseres Loos aus den Händen des veränderlichen Glückes zu trösten; obgleich dieser Trost sogar eine Last mehr für ihn wäre. Aber soll der Glückliche sein Glück nicht der Vorsehung zuschreiben? soll er nicht dankbar die frohen Blicke gen Himmel heben dürfen? Ach! und dürft' ich, was mir begegnete, so nennen; ich wollte gern auf meine Kniee sinken, und für meinen Glauben dem Himmel danken! Bei seinem Glück an die Vorsehung glauben: — welchen andern Gewährsmann hat der arme Mensch für die Erfüllung seiner Hoffnungen? Was ist Hoffnung anders, als Glaube an die Vorsehung? Ich wollte einen Spinoza damit irre machen.

Der rohe Hauptmann Leiser war bei uns, und bat mich, einen Hasen mit ihm zu hetzen. Ich mußte. Er ritt vom Hofe hinunter, und ich hielt mich noch auf, weil ich einem Jäger etwas zu sagen hatte. Als ich an den Ausgang des Dorfes kam, hörte ich ein Geschrei.

Der wilde Mensch war zum Dorfe hinausgesprengt, und hatte ein Kind übergeritten, das sich nicht schnell genug flüchten konnte. Die Mutter stürzte schreiend hinzu. Leiser lachte bei ihrem Geschrei; sie ergrimmte über sein unmenschliches Lachen, und fing an zu schimpfen. Er sprang so eben, als ich herbei kam, vom Pferde, und stürzte mit der Hetzpeitsche auf das Weib zu. In einem Augenblicke war ich am Boden; und gerade, als er den Arm aufhob, fiel ich ihm hinein. Was wollen Sie, Herr Hauptmann? fragte ich. — „Die alte Hexe abprügeln!" — Nicht einen Schlag, oder Sie haben es mit mir zu thun! — „Wie?" fuhr er auf; „Sie wollen mir wehren, ein Weib zu prügeln, das mich schimpft?" — Das will ich, sagt' ich heftig. Ich hielt ihn, weil er mit dem Fuße nach der Frau trat, noch fester, ohne mich an sein Fluchen zu kehren. Es war eine ganz gemeine Scene, und ich hatte alle meine Entschlossenheit nöthig, das Weib aus seinen Händen zu retten. Er ging endlich mit einem niedrigen Fluche auf mich und die Frau. Jetzt verwies ich dieser ihre Hitze; sie

zeigte mir aber ihr blutendes Kind. „Kann eine Mutter dazu schweigen?" fragte sie, mit der Heftigkeit ihres Standes und ihres Geschlechtes.

Das Kind war blaß, und vom Falle betäubt; doch hatte der Huf nur die Haut an der Stirn aufgerissen. Ich wischte das Blut mit meinem Tuche ab. Dann wendete ich, mit den Worten: der elende Mensch! das Gesicht; und hinter mir stand Hannchen. „O, Herr Graf!" sagte sie freudig, und drückte mir die Hand. Auf einmal goß sich ein Strom ganz neuer Empfindungen in meine Brust. Ihre Hand drückte die meinige! Nun hatte ich Alles vergessen – den Elenden, die Mutter, das Kind, und die Zuschauer, welche sich um uns her versammelten. — Sie drückte meine Hand: das allein fühlte ich. Hannchen! rief ich; und so umfaßte ich das holde Mädchen, und drückte einen Kuß der Liebe auf ihre rothe Wange.

Was nun weiter geworden ist, könnte ich dir nicht sagen, und wenn ich meine Erinnerungskraft auf die Folter spannte. Erst in meinem Zimmer kam ich wieder zu mir selbst, und hatte in meiner Brust Empfindungen, die

LB Coburg

unbeschreiblich sind. Ich höre von dieser Begebenheit nichts mehr; also muß ich wohl sonst keine Unbesonnenheit begangen haben, als die ich dir so eben erzählte. Heute sah ich Hannchen eine Minute. Sie erröthete, als sie mich erblickte, und schlug die Augen nieder; aber in ihren Augen lag kein Zorn, und in dem Erröthen — o, sie weiß, daß ich sie liebe; sie weiß es! Und wäre ich noch unbefangen gewesen, ich müßte sie geliebt haben, als ich die Augen sah, worin ihre ganze Seele schwebte — ihre Seele voll reiner Freude über die Rettung der Mutter. Wenn sie mein Herz zurückweis't, so kann ich sie fragen: warum warfst du einen solchen Blick auf mich? Ich wäre verloren, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, diesen Blick wieder zu sehen. Doch führte uns nicht die Vorsehung zusammen? zerhieb nicht sie selbst den Knoten, den meine thörichte Bedenklichkeit zu lösen zögerte? Sie muß mein werden! sie ist mein! — Ach, ich gerathe aufs neue in ein Meer von Bedenklichkeiten, kämpfe vergebens in dem Sturme, und — versinke?

Treibt mich denn nicht mein Verhängniß? Heute geh ich vor der Hütte der Frau vorüber, deren Kind neulich verwundet wurde. Ich wußte nicht, wie es mit dem Kinde war; oder, aufrichtig, ich glaubte ihr eine Vergeltung schuldig zu seyn. Als ich in das Haus trat, hörte ich vor der Thür des Zimmers Hannchens Stimme. Ich horchte, und man sprach von mir. „Ein edler Mann, ein sehr edler Mann!" sagte Hannchen. — „Und so freundlich, so höflich gegen unser einen," erwiederte das Weib. „Gott gebe, daß er einmal eine Frau nimmt, die so gut ist, wie er! Wenn Sie eine Gräfin wären, Jungfer Hannchen! (Mir stieg alles Blut in die Wangen.) Ein schöneres Paar Menschen müßte doch auf der Gottes Welt nicht seyn! Was meinen Sie, Jungfer Hannchen?" — Ich hielt den Athem an, um zu hören. „Auch der alte Herr Graf ist ein sehr edler Mann!" antwortete Hannchen. Nun erzählte die Frau von meines Vaters Güte. Ich habe sein Lob nie mit mehr Kälte gehört.

Jetzt trat ich fest auf, als ob ich so eben hereinkäme, und ging in das Zimmer. Hannchen erröthete, als sie mich sah. Ich hatte kaum Athem genug zu den wenigen Worten, mit denen ich mich nach dem Kinde erkundigte. Die Frau trug einen Milcheimer hinaus, der im Zimmer stand, und sogleich setzte ich mich auf ihren Sitz neben Hannchen. Das holde Mädchen kämpfte mit ihrer Verlegenheit, und wollte sie mir verbergen. Dadurch wurde ich dreister. Ich ergriff ihre Hand, und sagte: so find' ich Sie doch immer, allen Unglücklichen zum Troste! Sie blickte auf, und sah mich befremdet an; es schien, als ob sie sich sammeln wollte. Hier wieder an dem Bette des Kindes! fuhr ich fort, um mich deutlicher zu erklären. „Die Handlung gehört wohl Ihnen," sagte sie sanft. – Ich erwiederte: auch möcht' ich sie um kein Königreich missen. Sie drückten mir die Hand dafür, und ich war mit dem Himmel belohnt.

„Es bessert sich mit der Kleinen," unterbrach sie mich, zog ihre Hand zurück, und stand auf, ein Paar Fliegen von des Kindes

Stirn zu jagen. Sie mußte mir dabei den Rücken zuwenden. Ich betrachtete einige Augenblicke die edle Gestalt, und tausend mannigfaltige Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse flogen durch meine Seele. Ohne zu wissen, was ich that, streckte ich meine Arme nach ihr aus, umfaßte sie, und zog sie zu mir. Sie trat in der Ueberraschung einen Schritt zurück, und stand so, immer mit abgewendetem Gesicht, in meinen Armen. Ich fühlte, daß sie zitterte, und sich mit sanfter Gewalt von mir loszumachen suchte. In diesem Augenblicke erfüllte eine wehmüthige Empfindung, wie von einem leisen Vergehen, einem sanften Tode, meine ganze Seele. Hannchen! sagte ich traurig, und es rollten heiße Thränen über meine Wangen. Sie wendete das Gesicht um, blickte mit verdunkelten Augen auf mich, und fuhr dann zusammen, als ob sie erschräke. Hannchen! sagte ich noch einmal. Sie heftete das schöne Auge starr auf das Kind, und dann auf den Boden. Jetzt drängte sich eine Thräne unter ihrem Augenliede hervor. Sie wendete ihr Gesicht ab, ging langsam an das Fenster, stand

dort eine Minute, und kehrte sich dann, mit ruhigem Gesichte, zu mir um. So eben hatte ich meine Arme nach ihr hin ausgestreckt. Als sie es sah, zeigte sich wieder Aengstlichkeit in ihrer Miene, und sie wendete sich aufs neue nach dem Fenster. In diesem Augenblicke trat die Bäuerin wieder herein.

Hannchen wünschte dem Kinde Besserung. Mir machte sie, ohne mich anzusehen, eine ehrerbietige Verbeugung, und ging dann. Hat sie mich verstanden? hab' ich sie verstanden? so frag' ich mich stündlich. Die Frau sprach nun noch; Gott weiß, ob oder was ich geantwortet habe. Ich schüttete meine Geldbörse in ihren Schooß, und sagte, sie möchte für mich beten: das allein weiß ich. — Wie viel gäb' ich um einen Blick in Hannchens Herz! Sie wünschte mit zitternder Stimme dem Kinde Besserung; und mir? Ach, sie schlug ihr Auge nicht auf, als sie sich verbeugte! Da sitze ich Stunden lang, lege die Stirn in die Hand, und fühle nichts, als wie sehr ich sie liebe!

Offenbach.

Ein Tag vergeht nach dem andern, und ich bleibe unthätig, als ob die ganze Welt bereit wäre, sich meiner anzunehmen. Auf wen wart' ich? auf welches Zusammentreffen von Zufällen darf ich hoffen? Du sagst, meine Unthätigkeit sey Tugend. Ach, Ludwig! mehr die Furcht, Hannchen zu beleidigen, als die, meine Mutter zu bekümmern, hält mich ab, ihr zu erklären, wie sehr ich sie liebe.

Seit acht Tagen hüte ich ihre Hausthür, wie der Geitzige seinen Schatz; aber sie geht nicht aus. Ich wage es nicht, jemanden um die Ursache zu fragen. Wohl zehnmal bin ich in dieser Woche unter ihrem Fenster weg gegangen, und jedes Mal fand ich Gelegenheit, laut zu reden, so daß sie mich hören mußte. Ich hoffte, sie sollte wenigstens das Fenster öffnen; doch alles blieb so still, als ob kein Mensch im Hause wäre. Nun machte ich ein Zimmer ausfindig, das grüne in der dritten Etage, aus dem ich ihr Fenster beobachten konnte. Ich sah sie eine Stunde; und jezt? Seitdem sie mich bemerkt hat, kommt sie nicht mehr ans Fenster. Sage mir nichts mehr! Ich muß sie sehen!

Offenbach.

Meine Tage fließen jetzt dahin, wie eine selige Stunde. Ich sehe sie täglich, spreche sie, und — o, mit fröhlichem Zittern möcht' ich hinzu setzen: ich lese in ihrer lieblichen Verwirrung, in ihrem Erröthen, und höre an dem kaum merklichen Zittern ihrer schönen Stimme, daß sie mich liebt! Wenn es denn Tugend seyn soll — nun wohl! ich blieb unthätig. Meine Mutter selbst mußte den Faden der Vorsehung oder der Zufälle weiter führen. Ich war unruhig, unstät. In mehr als Einer Unterredung mit meiner Mutter stand ich auf, und eilte an das Fenster; denn Richters Hausthür öffnete sich. So ging es oft, und ich klagte über lange Weile. „Nimm doch die Flöte," sagte meine Mutter. — Das Klavier und Ludwig fehlen mir allenthalben, liebe Mutter. Ich möchte meine Flöte zerbrechen, wenn ich sie allein blasen soll. So klagte ich.

Nach Tische, als ich in meinem Zimmer saß, rief mich ein Domestik zu meiner Mutter; und ich ging, obgleich ungern. So wie

ich die Thür öffnete, sah ich Hannchen, die mit niedergeschlagenen Augen am Klaviere stand.

Meine Mutter brachte mir die Flöte entgegen, legte sie mir in die zitternde Hand, und sagte: „Hannchen spielt vielleicht besser als Ludwig. — Nun, Hannchen?" fuhr sie fort. „Setze dich; das übt euch Beide." Ich stand noch immer verwundert da, und betrachtete sogar meine Mutter bedenklich. Sie winkte mir zu, als wollte sie sagen: ich möchte ihr zu gefallen spielen, wenn ich auch keine Lust dazu hätte. Dann schlug sie eine ihrer Lieblings-Sonaten auf, und trieb uns. Hannchen spielte die ersten Takte mit allen Zeichen der Verwirrung. Ich sah, daß sie sich zu fassen suchte, und legte die Flöte an die Lippen, um sie zu begleiten. So spielten wir Beide, wer weiß wie oft, das erste Andante derselben Sonate. „Aber, Gustav," fragte meine Mutter endlich; „hast du denn gar nichts Anderes, als diese ewige Leier?" Ich schlug um, und wir spielten den zweiten Satz. Meine Mutter hatte Rechts ich blies die Noten, die da standen,

ohne im mindesten Theil daran zu nehmen. „So hölzern hast du noch nie gespielt, Gustav!" sagte meine Mutter. — Man muß sich erst einspielen, antwortete ich endlich stotternd. — „Nun, das thut," sagte meine Mutter; „und dann ruft mich! . . . Du singst ja wohl auch, Hannchen?" — Hannchen verbeugte sich erröthend. — „So nehmt etwas zu singen. Ich bin bald wieder hier."

Als sie weggegangen war, ließ ich die Flöte sinken. Hannchen blickte etwas scheu auf. „Dies Adagio, wenn Sie befehlen!" sagte sie zitternd, und fing sogleich an. Sie hatte ungefähr acht Takte zu spielen, ehe die Flöte einfiel. Ich stand neben ihr, und betrachtete ihr Gesicht. Sie erröthete von Zeit zu Zeit; dann sagte sie ruhiger: „es ist sehr schön!" Nun fing ich an auf ihr Spiel zu hören. Als die Flöte eintreten mußte, überließ ich mich meinen Empfindungen, die mit dem Adagio zusammen trafen. Beim Schlusse rief meine Mutter, die unterdessen hereingetreten war: „Bravo! das heißt, sich geschwind einspielen! Noch einmal!" — Wir wiederholten das Ada-

gio. Mein Vater kam dazu, und wir spielten wohl zwei Stunden. Von Zeit zu Zeit drang meine Mutter darauf, daß Hannchen singen sollte; ich hinderte es aber: durft' ich es wagen, die Stimme zu hören, deren leisester Laut mein ganzes Herz in Wallung bringt?

Seitdem wird sie alle Tage gerufen; und in Gegenwart meiner Mutter kann ich es jezt wagen, sie um eine Arie zu bitten. Sind wir Beide allein, so thu' ich es nie; und es scheint ihr lieb zu seyn, daß ich es nicht thue.

Ich wünsche, ich hoffe nichts mehr, als mein jetziges Glück. Von der Minute an, da sie geht, bis zu der, da sie wieder komnt, vertröste ich mich auf die einzige Stunde im Tage. An diese Stunde verweise ich alle Wünsche, alle Hoffnungen meiner Seele: an diese Stunde, da ich sie nur sehe, und nur wenige unbedeutende Worte aus ihrem Munde höre! Ach, manchmal lehne ich mich auf den Rücken ihres Stuhls, lasse die Flöte sinken, und verliere mich in ihren Gesang — mit einer Wehmuth, die mir Thränen in die Augen treibt. Oder meine Sinne gerathen in Aufruhr: ich

gehe

gehe wild im Zimmer auf und nieder, ohne sonst etwas zu denken, zu empfinden, als die Liebe, die mich zu ihr hinruft, und die Scheidewand, die mich von ihr trennt. So oft sie das merkt, sieht sie sich um, zeigt auf ein neues Stück, und fragt: „ist es Ihnen gefällig?“ Diese zwei Worte wecken mich aus dem wehmüthigen Versinken, und stillen zugleich den Aufruhr meiner Seele.

Oft muß ich mich entfernen, wenn meine Mutter nicht sehen soll, was Hannchen mir ist. Und kommt meine Mutter nicht, so geht sie, so bald sie nur kann, und meine Zunge ist gelähmt, wenn ich sie bitten will, zu bleiben. Dann setze ich Thor mich auf die Stelle, wo sie gesessen hat, spiele die letzten Takte, die sie spielte, und bin glücklich, glücklicher, als ein Fürst auf seinem Throne. So leb' ich; und ich fühle, daß der sehr glücklich lebt, der eine Stunde im Tage, nur Eine, so selig ist, wie ich.

So selig! Und wie selig könnt' ich seyn, wenn . . . Ich beiße mit Grimm in die schändliche Kette, die mich zwingen soll, die heilig-

sten Gefühle zu unterdrücken. Denn du magst sagen, was du willst — ist sie nicht Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleische? Wag' es, diese einfachen Worte, den reinen Sinn in diesen einfachen Worten, weg zu vernünfteln! Da bin ich verdammt, der immer wache, grausame Kerkermeister meiner Seufzer, meiner Blicke, meiner Worte, meiner Empfindungen zu seyn; da bin ich verdammt, in dieser Stunde dem schönsten Rechte der Menschheit zu entsagen; was mein Herz fühlt, zu verbergen, wie die Empfindung des Hasses: und es ist doch die fleckenloseste, reinste Liebe, deren auch der körperlose, verklärte Geist sich nicht zu schämen hätte.

Und wie sie selbst unter diesem Absondern leidet! Kaum bin ich mit ihr allein, so bitte ich sie, ein Lied zu singen. Sie thut es. Da sitz' ich, und horche, und meine Blicke voll geheimer und doch flammender Liebe strömen auf sie hin. Ach! und an dem leisen Zittern ihrer Stimme, an dem noch tiefer fallenden Blicke, an der Unruhe, die sie vergebens verbergen will, wenn eine Stelle kommt, deren Sinn mei-

ne Liebe ausdrückt — an dem Allen merk' ich, daß sie mein Herz kennt, und daß sie zittert, die Liebe zu erfahren, die sie nicht befriedigen soll, wenn gleich der Allliebende unsere Herzen von Ewigkeit her zu diesem Einklange gebildet hätte! Ich möchte dann meine Arme um sie schlagen, und sie auffordern: laß uns diese Menschen verlassen, die auf der Erde das Paradies Gottes zertrümmern — das Abbild jenes ersten voll Unschuld und Freude: die unschuldige Liebe!

Sie wagt es nicht, ihren Blick auf den meinigen zu richten, und zittert, wenn sie mich berührt. So stirbt ein Vertrauen, das meine Liebe in ihrer Brust erwärmte, erwärmen sollte, ein Vertrauen, das mich glücklich gemacht hätte, das endlich in ihrem Herzen Liebe geworden wäre! Und ich muß unglücklich seyn, und soll nicht klagen!

Offenbach.

Heute kam sie endlich. So wie sie in das Zimmer trat, ging meine Mutter weg, und ich wußte, daß sie nicht wiederkommen würde. Ich zitterte; denn ich war entschlossen, Hannchen zu sagen, was sie mir ist. Sie setzte sich, warf einen Blick auf mich, erschrak, schlug nun die Noten auf, und fing sogleich an zu spielen. Hannchen, sagte ich mit einer geheuchelten Ruhe; ehe wir spielen, erlauben Sie mir ein Paar Worte. Sie heftete ihre Augen starr auf die Noten, und ward unruhig. Vertrauen, fuhr ich fort, kann kein Herz beleidigen, und ich, ich . . . Lassen Sie mich ausreden! . . . — „Herr Graf!" unterbrach sie mich auf einmal leise: „Vertrauen kann mich nicht beleidigen; allein" — sie legte bei diesen Worten die schöne Hand auf ihre Brust, und sah mich gütig an — „ich kann nur dann Vertrauen annehmen, wenn es meinem Herzen möglich ist, es zu erwiedern." — Möglich? fragte ich; warum nicht möglich? — „Nun ja, Herr Graf; ich kann das nicht vorher wissen. Aber sagen

Sie mir, was Sie mir sagen wollen, in Gegenwart Ihrer gnädigen Frau Mutter."

Ich legte die Hand an die Stirn; und sie stand auf. Scheuen Sie Sich mit mir allein zu seyn? fragte ich sanft, doch finster. Sie lächelte. „Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir allein sind." — Und wollte Gott, stieß ich lebhaft hervor — wollte Gott, ich wäre bis an den letzten Hauch meiner Brust mit Ihnen allein! — „Sehen Sie wohl?" fiel sie halb scherzend ein; „das hätten Sie schon nicht in Gegenwart Ihrer Frau Mutter gesagt!" — Hannchen, Sie verachten mich! sagte ich empfindlich. — „Nein, Herr Graf!" erwiederte sie sehr ernsthaft. — O Gott, Hannchen! rief ich, und ergriff ihre Hand; und nun strömten von meinen Lippen die heißesten Versicherungen meiner Liebe, und zugleich aus meinen Augen die heißesten Thränen. Sie zog ihre Hand nicht weg; sie wendete sich mit ihren Blicken bald hier-, bald dorthin, und antwortete auch nicht mit einem Seufzer. Hannchen, sagte ich bewegt; reden Sie nun! Lassen Sie

mich wissen, ob diese reine Liebe das Elend meiner Tage werden soll!

„Herr Graf," fing sie nach einer Pause an, in der sie sich zu fassen schien: „es wäre Thorheit, mit Ihnen darüber zu streiten, ob Sie das empfinden, was Sie sagen. Allein Sie werden doch die Nothwendigkeit fühlen, über diesen Gegenstand gänzlich zu schweigen, wenn Sie wirklich wünschen, mich zufrieden zu sehen." — Nein, sagte ich; diese Liebe wird, kann, soll nicht eher enden, als mit meinem Leben. Was hilft es mir? Ich habe gekämpft, um Herr meiner Leidenschaft zu werden. — Sie lächelte wieder. „Also halten Sie es doch für nothwendig, sie zu unterdrücken? Das konnt' ich Ihnen zutrauen, Herr Graf; denn auf mich würde das Unangenehme dieses unnatürlichen Verhältnisses gefallen seyn."

Unnatürlich? (Ich sah sie starr an.) Freilich, sagte ich bitter; wenn Sie die Liebe unnatürlich finden, so habe ich unrecht gethan, mit Ihnen darüber zu reden. Ich glaubte ein Herz zu finden, das . . . wenigstens . . . Sie lachen wohl? fragt' ich schnell, als ich sah,

daß sie lächelte. Sie trat erschrocken zurück. „Nein, Herr Graf!" erwiederte sie gutmüthig und furchtsam. — O! rief ich, und schlug die Hände zusammen; unnatürlich findet das Herz die Liebe, das Herz, um dessen Besitz ich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche hingegeben hätte! Diese reine, stille, ehrfurchtsvolle Liebe findet ein Mädchen unnatürlich, um dessen Freundschaft, um dessen Vertrauen mein ganzes Wesen kämpfte; dem in stillen, leidenvollen Stunden, wo jeder Andre sich freuete, meine Thränen der reinsten Sehnsucht flossen; dessen Bild meine Beschäftigung, mein Traum, mein Glück, mein Alles war! . . . O Hannchen! — setzte ich mit feindlich kalter Stimme hinzu, und trat vor sie hin: — schon die Menschlichkeit hätte Sie abhalten sollen, nicht so! so! auf mein Herz zu schlagen.

Sie wollte reden, besann sich aber wieder. Endlich sagte sie: „auch daraus sehen Sie, Herr Graf, wie wenig übereinstimmend wir denken."

Denken? übereinstimmend? Ja, das seh' ich erst jetzt! Denn diese Kälte, diese feindselige Kälte gegen mich . . . O, Hannchen, Hann-

chen! sagte ich nun wieder zärtlich, und faßte ihre beiden Hände, die ich eine um die andere an meine Lippen und auf mein Herz drückte: seyn Sie nicht so hart! Schenken Sie mir wenigstens einen kleinen Theil der Güte, mit der sie Menschen beglücken, welche sie nicht schätzen! Worte voll Zärtlichkeit, voll inniger Liebe, strömten von meinen Lippen. Sie stand vor mir, und schwankte beinahe. Ihre Augen verdunkelten sich, als wollten so eben Thränen hervorbrechen. Ihr Busen schlug hoch; sie öffnete ihre Lippen zum Reden, und verschloß sie dann gewaltsam wieder.

O, mein geliebtes Mädchen! rief ich in taumelndem Entzücken. Mein ganzes Leben soll nichts seyn, als der Gedanke, dich glücklich zu machen. O rede, rede! Meine Liebe hat dich gerührt. Laß mich diese liebliche Verwirrung, laß mich die Bewegung, worin ich dich sehe, Liebe nennen! Laß mich . . .

„Nein, Herr Graf," unterbrach sie mich, ängstlich und stockend; „Sie irren Sich. Nicht Liebe; nein — Furcht vor Ihrer Heftigkeit, nichts als Furcht. Sie irren Sich. Ich be-

theure Ihnen, nicht Liebe.“ — Sie blickte, als sie das sagte, ängstlich an die Decke.

Ich ließ sie los, und empfand einen bitteren Grimm in meinem Herzen. Also nicht Liebe? fragte ich mit einer gräßlichen Kälte. Also lieben Sie mich nicht?

Sie stand einen Augenblick an. „Nein, ich liebe Sie nicht.“

Und ich bin Ihnen gleichgültig?

Sie stand wieder an. Endlich: „in dieser Rücksicht, ja!“

Wenn in dieser Rücksicht, sagte ich bitter lachend, dann auch in jeder! Hören Sie, dann in jeder möglichen Rücksicht! Sie verbeugte sich schweigend.

Ich trat an das Klavier, und sah die Flöte da liegen. Und so, rief ich, sey denn auch jedes Andenken zerstört! (Ich zerbrach die Flöte. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie zu mir hin treten; aber sie blieb stehen.) Und nun gebe Gott, daß auch ich erst so zerbrochen werde, wie dieses todte Instrument! Dann wäre doch der Ton der Klage geendigt. Aber nein; die Töne meiner Liebe kamen aus

einem lebendigen Herzen. Guter Gott! Sie, Sie waren ein todtes Instrument. Sie sangen die Töne der Liebe, und fühlten davon eben so wenig, wie diese Flöte. Bei Gott, ich hätte sie nicht zerbrechen sollen! — Diese Worte sagte ich mit lautem Lachen.

Sie sah mich an, wurde blaß, und es rollten zwei Thränen über ihre Wangen herab. Können Sie auch weinen? fragte ich spottend. Wer sollte das diesem Herzen zutrauen! Sie schwieg und trocknete ihr Auge mit einem Tuche. Ich wendete mich um; denn ich fühlte die Gewalt ihrer Thränen. Nach einer Minute kehrte ich mich wieder zu ihr hin; aber sie war verschwunden, und ich sah sie langsam über den Hof gehen.

Das ist das Ende. Nun lache!

Offenbach.

Wenn ich bedenke, und wieder bedenke, bis sich meine Gedanken verwirren, bis ich fühle, daß ich so auf dem Wege zur Gedankenlosigkeit bin; wenn ich bedenke, wie sie war, wie

sie sich sträubte, wie ihre Thränen gewaltsam hervorbrachen; wenn ich mich der Unruhe erinnere, die sie ergriff, als ich sie in meinen Armen hatte: so giebt dennoch mein Herz mir zuweilen Hoffnung — die Hoffnung, daß sie mich liebt. Aber dann wieder die kalte Ruhe, mit der sie mir versicherte, sie liebe mich nicht! So . . .

Heute wurde ich wieder zu meiner Mutter gerufen. „Nun, Gustav?" sagte sie, wie mit einem halben Vorwurf. Hannchen saß schon am Klaviere. Meine Flöte, Mutter, erwiederte ich ruhig, ist zerbrochen. — „Sehr Schade!" antwortete sie. Sehr Schade! erwiederte ich: denn, Mutter, ich liebte die Flöte, o! ich liebte sie; aber sie gab nicht Einen Ton zurück, den mein Herz hinein hauchte. — Meine Mutter sah mich an. „Was redest du? die Flöte war ja vortrefflich!" — Ja, es ist wahr. Aber mochte das Wetter, oder die Luft daran Schuld seyn; genug, Mutter — fragen Sie nur Hannchen, ob sie mir einen Ton wiedergab.

Meine Mutter lächelte. „Du hast geschlafen, Gustav, und sprichst noch im Traume."

Ich faßte mich, und lächelte. Der Verlust der Flöte hat mich verdrossen, erwiederte ich mit Ruhe. Ich ging im Zimmer auf und nieder. und warf einen Blick auf Hannchen, die am Fenster stand. Sie weinte — wie es schien, ohne es zu merken; denn ihre Thränen fielen auf die Hand, mit der sie im Fenster spielte. Ich wendete mich ruhig zu ihr, und sagte: morgen; oder übermorgen, Hannchen. Vielleicht finde ich eine Flöte. — Sie verbeugte sich, ohne ihre Augen von den Fensterscheiben zurückzuziehen. Ich verbeugte mich gegen meine Mutter. Sie ging mit mir hinaus, um mir noch etwas zu sagen, und ich begab mich, eben so unruhig wie vorher, in mein Zimmer.

Was bedeuteten die Thränen, die sie weinte? Waren es Thränen der Liebe? Thränen des Mitleidens? Denn welche andere Empfindung hat Thränen, als Liebe und Mitleiden? — So bau' ich aus den Trümmern meiner Herrlichkeit einen neuen Pallast, den der erste Hauch niederwirft: wie der Unglückliche am Vesuv aus Lava sich wieder eine Hütte bauet, die dann ein neuer glühender Strom verzehrt.

Offenbach.

O Ludwig, seufze, jammre mit mir! Das Schicksal hat uns hart getroffen. Mein Vater ist hin! Ich fordere ihn von allen Menschen, fordere ihn von dem Verhängnisse zurück, werfe mich an seiner Leiche nieder, und benetze seine segnenden Hände mit heißen Thränen. Ach! es ist mir, als ob eine Stimme mir zuriefe: er muß die Augen wieder aufschlagen! Vergebens hoffe ich von Pulsschlag zu Pulsschlag. Er ist todt! O, Ludwig, wer mag nun noch zu leben wünschen? Er ist todt! Ein Schlagfluß traf ihn. Gustav! rief er noch; und da starb er in meinen Armen.

Offenbach.

Wenn Liebe schaffen, wenn Liebe das Verhängniß beugen könnte, so hätte ich ihn längst wieder. Meine heißen Thränen benetzen täglich seinen Staub. — Herr seiner Güter! O Ludwig! war ich das nicht längst, und Besitzer seines ganzen Herzens dazu? Soll das ein

Trost seyn? Ich muß sogar meine Thränen um ihn verbergen, weil man mich für ein Kind hält; und so fließen sie denn in öden Nächten mit den Thränen der trostlosen Wittwen, der verlassenen Waisen und aller der Unglücklichen, deren Vater er war, wie der meinige. Ach, und sollen meine Thränen nicht wenigstens so lange fließen, wie die Thränen dieser Menschen?

Ich durchlaufe jetzt das Register seiner geheimen wohlthätigen Handlungen. Ludwig, Ludwig! was haben wir noch zu thun, ehe wir meinem Vater nur nahe kommen! Richter brachte mir einige Tage nach dem Begräbnisse das Buch seiner Wohlthaten. Hier sind die großen Summen, die er vertheilte, das Wenigste; die Art, wie er sie vertheilte, enthalten ein Lehrbuch der Wohlthätigkeit. Ich lese und lese, ziehe Richtern zu Rathe, wo ich nicht verstehe, und, ach! begreife immer mehr, wie unersetzlich der Verlust meines Vaters für die Menschen auf seinen Gütern ist. Richter war der Agent seiner Wohlthätigkeit; und er soll auch der meinige seyn. Ich lese das

Armenregister von der Zeit, da Richter noch nicht hier war, und finde, wie viel der meinem Vater gewesen ist. Mein Vater gab, gab mit seinem offnen großmüthigen Herzen; Richter lehrte ihn wohlthun.

O, daß erst meine Unterthanen das Vertrauen zu mir hätten, welches sie meinem Vater schenkten! Sie sehen mich fremd an, wie sie in der Dürre des Sommers einem Gewitter entgegen sehen; es kann einen erquickenden Regen, doch auch eine Hagelwolke bringen. Aber können sie das glauben, wenn sie mich an dem Grabe meines Vaters weinen sehen? — Ludwig, meine Wohlthaten sollen das Monument seyn, das ich ihm errichten will; und kann ich seinem Herzen ein besseres stiften?

Offenbach.

Und wie sie Alle ihn liebten, Alle, die ihn kannten! Selbst Hannchen vergaß, daß ich ihr gleichgültig bin; sie umarmte in mir den Sohn des geliebten Abgeschiedenen, und benetzte mich mit den Thränen des Mitleidens, die ich ver-

gebens für mich erflehet hatte! Ach, ich wollte die Asche nicht berühren, unter der die Flamme, nur leicht bedeckt, noch lodert! Ich hatte sie seit dem letzten Male bei meiner Mutter selten gesehen; und wenn ich sie sah, so fuhr ein Dolch durch mein Herz: denn sie war so ruhig, so kalt, daß mein Blut mir in den Adern fror, und daß ich immer einsam grollte. Ich vermied sie, und sie mich. Als mein Vater nun todt war — ich sank ohne Empfindung über seinen Leichnam, und man trug mich in mein Zimmer. Gegen Abend, als ich mich erholte, verlangte ich, ihn zu sehen, und stürzte in den Saal, wo er lag. So wie ich ihn erblickte, schwankten Himmel und Erde mit mir. O, mein Vater! rief ich, und streckte meine Arme nach ihm aus. Ich taumelte zu ihm, warf mich an seiner Seite nieder, und badete seine Hände, sein Gesicht mit Thränen und Küssen. Der Schmerz traf meine Brust mit der schärfesten Spitze. Einzelne Worte, gepreßte Seufzer, Ausrufungen, Klagen strömten vermischt mit meinen Thränen.

So lag ich, verloren in Schmerz und Ver-

zweiflung, auf den Knieen; und auf einmal fühlte ich mich umfaßt. „O, Gott tröste Sie!" sagte eine holde Stimme. Es war Hannchen, die neben mir auf den Knieen gelegen hatte, und die ich erst jetzt bemerkte. O, mein Vater! rief ich jammernd, und drückte sie in meine Arme. Sie weinte auf meiner Schulter, an meiner Wange. Ich lag in dieser innigen Stellung an ihrer Brust: sie war mein, für dieses einzige Mal mein; und ich fühlte es nicht: der Schmerz hatte die Liebe betäubt. Meine Blicke hingen an dem Leichnam, meine Seufzer gehörten nur ihm; und so sank ich von ihrer Brust an das Herz meines Vaters, bis aufs neue die Bedienten mich kraftlos in mein Zimmer führten. Hier vergaß ich alles, alles, und dachte nur an Den, den ich verloren hatte. Erst nach mehreren Tagen, als mein Schmerz ruhiger ward, fiel mir Manches wieder ein, wie ein vergessener Traum. Mein Gedächtniß gab mir den größten Theil der Scene zurück; doch von dem, was sie sagte, nichts als die Worte, die ich dir schreibe. Und nun, da Liebe aufs neue meine ganze Seele entflammt,

ist sie wieder, was sie war: scheu, kalt, einsylbig, wortlos, um den schon aufgegangenen Keim der Hoffnung in meiner Seele zu erstikken. Ich beneide meinem Vater das ruhige Grab. Leb wohl. Ich sende dir ein Andenken von ihm, und das Legat, das er dir in seinem Testament aussetzt. Richter'n hat er zum Armenpfleger bestimmt. Ich kann den Artikel, worin er mir diesen Freund und dessen Tochter empfiehlt, nicht ohne Thränen lesen. Selbst der feste, ernste Richter weinte, als er ihn hörte. Die Liebe meines Vaters nehmen sie an; und dies volle Herz stoßen sie so gewaltsam zurück! Ich darf nicht daran denken!

Offenbach.

Kalt, kalt — wie die Leiche meines Vaters! Er fühlt nicht, wie ich meine Hände nach ihm ausstrecke, wie meine Thränen, meine Seufzer ihn rufen. Und sie? O, sie ist für mich so todt, wie er. Du frohlockst, daß es so ist. Was bleibt mir nun übrig? Die ich liebte,

sind für mich verloren; was soll ich länger hier? Siehst du, warum ich ihn beneide? — Gestern fand ich in Richters Gegenwart unter den Papieren meines Vaters die Angabe einer Summe, welche Hannchen bekommen hat. Ich nahm das Blättchen in die Hand, las es, und dachte an Hannchen. Richter sah mich an. Endlich sagte er: „so ist die Summe verwendet;" und zog einige Bogen aus der Tasche. Hannchen hatte das Amt, die Unglücklichen, die pauvres honteux, auszuspüren, und die kleineren Wohlthaten für Kranke und Leidende zu vertheilen. Der Aufsatz, den Richter mir gab, war von ihrer Hand, und das Herz eines Engels hatte ihn diktirt. Ich gebe dir eine Abschrift; das Original ist in einsamen Stunden mein Trost, und — eine neue Marter. Lies, lies; und begreife endlich einmal, warum ich jammere. Sieh, so steigt der Wunsch; und die Hoffnung sinkt. O Ludwig, frohlocke nicht! Laß mich nicht gänzlich arm seyn!

Offenbach.

„Wehe dem Manne," sagt ein Engländer, „der ein Auge kennt, dessen Thränen er fürchten muß! Er ist nicht frei. — Wehe dem Manne, der kein Auge kennt, das sich für ihn mit einer Thräne füllt! Er ist allein." Durch welch ein fürchterliches Zusammentreffen des Schicksals muß ich der Mann seyn, über den dies zwiefache Wehe gerufen werden kann! Die Thräne meiner Mutter hat mich gefesselt, und ihr Auge bleibt trocken bei meinem Leiden. Es ist vorbei! gänzlich vorbei! Meine Mutter lachte. Sie that unrecht; denn . . . denn — Doch ich will nicht drohen. Meinen Vater rettete der Tod an der Gränze des häuslichen Zwiespalts. So war noch ein Schlag möglich: der Haß meiner Mutter. Jetzt — jetzt könnt' ich sagen, ich bin reich; denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Doch ich mag nicht spotten. Adieu.

Zorringen.

Hier, auf dem Zorringer Vogelherd, wohn' ich jetzt, allein und einsam, in dem Häuschen unter den Bäumen, die mit jedem Morgen ihr abgestorbenes Laub über mich herabschütten. In das Häuschen hab' ich mir ein Feldbett setzen lassen; hieher bringt man mir mein Essen, hieher kommt täglich auf einige Stunden mein Gesell im Unglück, Lauterbach. Da sitzen wir am Kamin, und plaudern von Hannchen, wie ein Paar Einsiedler von den Freuden ihrer Jugend. O, hätt' ich doch das Herz des jungen Menschen! Halb hat er sie schon vergessen. Ich baue, während er neben mir sitzt, einen leichten Holzstoß im Kamin auf, und horche auf das, was er erzählt. Da sagt er mir, wie er sie kennen gelernt, wie er sie geliebt hat; wie gut, wie schön, wie sanft, wie mitleidig sie ist; welche Antwort sie seinem Vater auf seinen Antrag gegeben; wie er geglaubt, daß sein Vater nicht rührend genug geredet habe; wie er selbst zu ihr gegangen ist, und mit Thränen in den Augen um ihr

Herz gebeten; wie sie ihm versichert hat, sie liebe ihn als ihren Bruder, allein sie könne ihren Vater nicht verlassen; wie sie mit ihm geweint, ihn getröstet, ihn gebeten, sie nicht ganz zu vergessen; wie sie gerührt Abschied von ihm genommen, und, zum Zeichen ihrer Freundschaft, seine Hand noch an ihre Brust gedrückt hat.

Dies alles erzählt er mir so freundlich, so gelassen, daß es mich ärgert. Abschied will ich doch auch von ihr nehmen, wenn ich gehe, damit ich mich hinsetzen und von ihrer Güte erzählen kann.

So bring' ich die Zeit in meiner Verbannung zu. Ob ich dabei sie vergessen werde, wie sie glaubt? Auf das Vergessen ist es wohl nicht abgesehen. Ich will mich gewöhnen, ruhig zu scheinen — ruhig wie die Gegend um mich her. Laß das! Ich lebe hier still, und lasse mir erzählen; nur drücke ich — wie es zugeht, weiß ich nicht — jeden Abend meine Augen in Thränen zu.

Zorringen.

Was mir begegnet ist? Nun, ich erzähle eben so gern, als ich erzählen höre. Neulich sprach ich sie auf dem Stein. Ich konnte meinem kindischen Herzen, das seine Hoffnungen nicht aufgeben wollte, nicht widerstehen. Sieh, hier könnt' ich dir ein Langes und Breites erzählen, wie ich bat, wie ich weinte, wie ihr falsches Auge mich mit Thränen belog, wie sie zitterte, wie ich schon glaubte, dies zweiseitige Herz zu haben, und wie ich endlich nach einem langen, sehr pathetischen Auftritte kalt abgewiesen wurde. Noch immer gab ich meine Hoffnung nicht auf. Ich folgte ihr, wie ihr Schatten, und verschwendete Seufzer, Klagen, durch die ich ein Felsenherz hätte rühren müssen. Mit jedem Augenblicke schien sie schwächer; es war, als ob meine Liebe sie, trotz ihrer Kälte, erwärmen wollte. Auf einmal wird sie des Spieles müde, oder — meine Eigenliebe möchte mich gern zu einem Oder bereden — oder meine Mutter ist ihre Vertraute. „Gustav," sagt meine Mutter; „du liebst

Hannchen?" Ich erstaune. Sie wiederholt ihre Frage; und ich sage: ja! — „Was ist deine Absicht mit ihr?"

Liebe Mutter, des höchsten Glücks in ihren Armen zu genießen. Seyn Sie Hannchens Mutter!

„Mein Sohn, wenn du auch deinen Vorfahren nichts schuldig zu seyn glaubst, so bist du doch deinen Verwandten und deinen Kindern etwas schuldig."

Ja, meinen Kindern eine Mutter; und ich gebe ihnen die beste, die sie bekommen können.

Jetzt fing meine Mutter an mir alles zu sagen, was sich in einem solchen Falle Gutes und Böses sagen läßt. Ich bemühete mich vergebens, ihr Vorurtheil zu erschüttern. Aber eben so vergeblich blieben auch ihre Versuche, mir ein Versprechen abzulocken, daß ich Hannchen entsagen wollte. Selbst ihre Thränen wirkten nicht; sie erschütterten mein Herz, aber nicht meinen Vorsatz.

„Mein Sohn," hob sie auf einmal in einem rührenden Tone an: „ich beschwöre dich bei dem theuren Schatten deines Vaters, verkürze

nicht die wenigen Tage, die mir Gott noch bestimmt hat, durch die bittere Empfindung, dir fluchen zu müssen." Sie wendete sich an das Bildniß meines Vaters, das im Zimmer hängt, streckte die Arme dahin aus, und rief: „bei deinem Vater beschwöre ich dich, mein Sohn!"

Wenn er noch lebte, unterbrach ich sie, er würde mein Vertheidiger seyn; denn er liebte mich.

Sie faltete die Hände, knieete vor dem Bildnisse nieder, und rief: „O theurer Mann, ich muß es dir klagen, daß er mich verstößt!" Ich sank in ihre Arme, und gab ihr das unglückliche Versprechen, Hannchen nicht zu heirathen. Kaum hatte ich die Worte gesprochen, so war mir, als ob meine Seele verginge, und ich stürzte zum Zimmer hinaus.

Als ich mich erholt hatte, sah ich erst, wie ich überlistet war — mit dem, was mir am heiligsten ist, überlistet: mit der Liebe meines Vaters. Ich fand meine Mutter am Abend ruhig, und erwartete, daß sie das Gespräch wieder aufnehmen sollte; aber sie schwieg. Endlich hob ich an: es ist doch Ihr Wunsch,

liebe Mutter, daß ich heirathen soll? (Sie lächelte.) Besinnen Sie Sich, theure Mutter. Schlagen Sie mir das einzige Mädchen nicht ab, das mein Herz gewählt hat. Sie könnten es einst bereuen, wenn sie anders wünschen, Ihr Blut auf der Erde zu hinterlassen. Jetzt erbiet' ich mich, zu heirathen; aber, bei Gott! nur jetzt.

„Ich bin ruhig; denn ich habe dein Wort, daß du Hannchen aufgeben willst.“

Ich weiß, wodurch Sie es erhalten haben. Allein — dann heirath' ich nie.

Sie lächelte. „Thorheiten der Jugend! das giebt sich.“

Könnte ich in einem andern Falle mein Wort brechen, so wäre es ja eine Thorheit, es Ihnen in diesem zu halten. In beiden Fällen nehmen Sie mein Versprechen an: ich heirathe Hannchen, oder ich heirathe nie.

Nun, so muß ich denn Hannchens Tugend verdanken, was ich gern dir, deiner Liebe, schuldig gewesen wäre.

Sie gab mir ein Billet von Hannchen an mich. Hier ist es. „Das erste Mal, Herr

Graf, da Sie den Versuch machen, mich zu sehen, bin ich Lauterbachs Frau. Sie haben, glaube ich, keine Ursache zu zweifeln, ob ich mein Wort halten werde. Ich möchte nicht gern die Thränen einer Mutter auf mich laden, und mir die Vorwürfe einer zu späten Reue zuziehen. Gewiß mit vollem Herzen wünsche ich Ihnen, glücklich zu seyn. Johanne Richter."

Gott weiß, woher ich die Mäßigung in diesem Augenblicke nahm. Ich knirschte die Zähne über einander, steckte das Billet ein, und sagte kalt: Mutter, ich verlasse Offenbach. Wollen Sie etwa den Ort meines Aufenthaltes bestimmen, so sagen Sie. Mir gilt er gleich. — „Die Residenz, wenn du von hier weg willst." Ich verbeugte mich, und fragte: wann? — „In einem Monate." Ich verbeugte mich wieder, und ging. Am folgenden Morgen sagte ich meiner Mutter Lebewohl, setzte mich in den Wagen, und fuhr nach Zorringen. Ein lustiges Ende! Nicht wahr?

Zorringen.

Sie ist jetzt oft bei meiner Mutter. Wenn die nur nicht, um mir alle Hoffnung zu rauben, sie beredet, Lauterbachs Frau zu werden! Doch, ich habe sie ja nicht wieder gesehen.

O, wie mein ungeduldiges Herz sich immer neue Hoffnungen zu schaffen weiß! Da war der alte Lauterbach in Zorringen, und erzählte mit bedenklichem Kopfschütteln: Hannchens ganze Heiterkeit sey hin; sie gehe schweigend umher, Seufzer wären ihre Antworten, und es drängten sich oft Thränen in ihre Augen, selbst wenn sie von gleichgültigen Dingen rede. Mein Herz schlug bei dieser Nachricht froher; denn ich hätte darauf schwören mögen, daß ihre Thränen mir flössen. So jauchzt der Elende, der in den Arabischen Wüsten verirrt ist, bei dem Anblick eines grünen Grashalms, der ihm aus dem heißen Sande entgegen lacht. Und doch ist die Quelle versiegt, von der das Hälmchen Leben hatte!

Ich will sie nicht wiedersehen; sie wäre grausam genug, ihr Wort zu halten.

* * dingen.

Ludwig, Ludwig! wohin geh' ich? Schon tausendmal bin ich Willens gewesen, zurückzukehren, sie in meine Arme zu schließen, und, trotz der Welt, die uns trennen will — ach, schon getrennt hat! Ich habe sie wiedergesehen; habe Liebe in ihrem gebrochenen Herzen gelesen; habe — Ach! warum ging ich? warum verließ ich sie?

Ich habe die Pferde wieder ausspannen lassen, und fahre fort. Es war mein Entschluß, sie nicht wieder zu sehen. Ich sprach meine Mutter in Zorringen, und wollte nicht wieder nach Offenbach kommen, ob sie mich gleich gebeten hatte, das Aufsehen zu vermeiden, das eine solche Abreise erregen müßte.

Mein Wagen kam, mich nach der Residenz zu bringen. In dem Augenblick, da ich einsteigen sollte, war es, als ob ich verloren wäre. Ich beredete mich selbst, daß ich meiner Mutter noch einmal Lebewohl sagen müßte; im Grunde aber hatte ich wohl nur den

Wunsch, den Ort, wo sie lebt, noch einmal zu sehen.

Ich ging, als es schon tiefe Dämmerung war, den Weg nach Offenbach, trat in das Haus, fragte nach meiner Mutter, und hörte, daß sie oben wäre. In Gedanken verloren, ging ich die Treppe hinauf, und öffnete träumend mein eignes Zimmer. Gerade der Thür gegenüber hängt der große Spiegel; und darin sah ich Hannchen, die mich nicht merkte. Sie hatte mein Miniatur-Portrait unter dem Spiegel weggenommen, hielt es in den Händen, betrachtete es, und es blitzten große Thränen in ihren Augen. Ich genoß dieses Anblicks ein Paar himmlische Sekunden — dieses Anblicks, bei dessen Erinnerung meine Seele noch jetzt vor Wonne zittert. Ihre Brust flog ungestüm, ihre thränenvollen Augen hingen starr auf dem Bilde.

Hannchen! rief ich. Sie sah sich um, erblickte mich, und ließ das Bild aus den Händen sinken. „O Gott!" rief sie mit Schrecken, und hob beide Arme auf. Ich trat näher,

und sagte tief gerührt: Hannchen, der Zufall ist mitleidiger, als Sie.

„O, leben Sie wohl, Herr Graf! Leben Sie glücklich!" rief sie, und lehnte sich, wie ermattet, an den Tisch unter dem Spiegel.

Leben Sie wohl, sagte ich leise, und hielt ihr meine Hand hin. Sie bewegte ihre rechte ein wenig, gab sie mir aber nicht, sondern faltete sie in die andere, und sagte: „ich bitte Sie dringend, Herr Graf, verlassen Sie mich!"

Lauterbachen, erwiederte ich mit zitternder Stimme, drückten Sie die Hand zum Abschiede. Soll ich allein ohne Segen gehen?

Sie hob die nassen Augen an die Decke, ergriff meine Hand mit ihren beiden Händen, drückte sie, und sagte leise, seufzend: „seyn Sie glücklich!"

Ich benetzte ihre Hände mit Thränen, und stammelte, den Kopf schüttelnd: glücklich? glücklich ohne Sie? . . . Aber doch minder unglücklich, fuhr ich fort, wenn Sie . . . wenn Sie . . . Hannchen, Sie versicherten Lauterbachen, daß Sie ihn wie eine Schwester liebten; und das ist jetzt sein Trost. O Hann-

chen, womit soll ich mich trösten? womit soll dieses Herz sich beruhigen? — Ich legte ihre Hand auf meine Brust. Sie zitterte stark, und lächelte mir, mit Thränen in den Augen, freundlich zu. — Womit soll ich mich trösten? fragt' ich noch einmal.

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, und antwortete gebrochen: „mit meinen Thränen!"

Hannchen! Und warum nicht mit Hoffnung?

„Hoffnung? Ach, Herr Graf! muß ich Sie bitten, meine Thränen nicht noch brennender zu machen? Reisen Sie glücklich, und ..." — Sie brach ab, und ging mit gefaltenen Händen, mit sich allein beschäftigt, das Zimmer hinauf.

In meiner Brust war Entzücken und Mitleiden. Ich hätte in diesem Augenblick ihr heilig betheuern können, sie nie mehr zu sehen. Als sie wieder herunter kam, trat ich vor sie hin, und sagte: Hannchen! — (meine Empfindung hatte sich auf einmal geändert; sie war das reinste Wohlwollen für das Mädchen) — Hannchen! sagte ich in einem ehrerbietigen, ruhigen Tone; ich will gehen. Glücklich oder

elend:

elend: gleichviel! Aber Sie sollen aufhören zu weinen, was auch die Quelle ihrer Thränen seyn mag. Nun das Lebewohl einer Schwester.

Sie reichte mir ihre Hand, und sagte in einem Tone, der zerschmetternd war, so leise sie auch sprach: „werden Sie glücklich; dann werde auch ich es seyn." Ich küßte ihr die Hand, und — ging. Woher nahm ich den Muth, sie zu verlassen?

Nun eilte ich aus dem Hause, setzte mich in den Wagen, kam nach Zorringen, ohne es zu wissen; und erst hier fühlte ich, was ich verloren hatte. Warum ging ich? warum verließ ich sie? Die Liebe brach aus ihrem Herzen gewaltsam hervor. Noch einige Worte, so hätte sie an meinem Herzen gelegen, auf ewig mein. Und jetzt!

Ich kann nicht fort, ich kann nicht. So eben habe ich unter den heißesten Thränen an meine Mutter geschrieben; auch an Hannchen. Mein Bedienter ist treu. Er hat mir geschworen, den Brief in ihre Hände zu bringen. Ich hoffe.

Fort! zu Ende! Meine Mutter sagt Nein; und ich schrieb ihr — o, was schrieb ich ihr nicht! Ich hätte Felsen damit rühren wollen. Von Hannchen bekomme ich meinen Brief unerbrochen zurück. Im Couvert steht: „Das Lebewohl einer Schwester. Seyn Sie glücklich!" — Nun denn! that ich doch, was ich konnte, Alle glücklich zu machen. Sie säen Thränen, und schelten dann, wenn sie Thränen ernten. Fort! fort! in die Residenz! Der Himmel gebe Allen Geduld, und, wenn das nicht seyn kann, Herzen wie das meinige! Es ist zur Stein geworden.

---

* * n.

Guter Freund, du wunderst dich, daß ich nicht schreibe? Ich wundere mich, daß ich nur noch so viel thue. Du hoffst, das laute Getümmel, die glänzenden Zirkel der Residenz sollen mich zerstreuen? Und ich — lieber Gott! ich würde mit einem gesunden Herzen meinen Zustand kaum erträglich finden. Du bittest mich, dir einige Seiten des Hoflebens zu schildern; und

ich habe kaum Lust, mein Auge auf die Dinge rings um mich her zu werfen. Ich mag es sonst wohl leiden, wenn man für seinen Stand, für die Art seiner Beschäftigung eingenommen, ein wenig Egoist ist. Man hilft damit manche rauhe Stelle in seinem Wege ebnen; man erleichtert sich das Tragen. Und mehr, guter Gott! mehr sollte der Mensch wohl nicht. Ich wollte, daß ich die Kunst erst verstände. Allein hier ist man nichts als Egoist, und der Hofmann ist der unduldsamste, der gedacht werden kann. Die Menschen hier glauben, auf dem Lande sey es nicht besser, als unter den Wilden des Feuerlandes; und man dürfte weit eher Hochverrath begehen, als dieser Meinung widersprechen. Es ist, als hätten sie von Gott ein ausschließendes Privilegium über Menschenkenntniß und Genuß des Lebens. Menschenkenntniß, Genuß des Lebens, ist darum immer das dritte Wort, das Herren und Damen sagen, wenn meine Tante mich ihnen als ihren kleinen unschuldigen Landmann vorstellt.

Dieser Tage schwatzte ein Herr — mit einer Miene, als beträfe es die Eleusinischen Ge-

heimnisse — von der feinen Weltkenntniß des Hofes und der vornehmen Welt. Ich war so boshaft, ihn zu fragen: worin denn diese Weltkenntniß bestände. Er lächelte sehr holdselig, drückte mir die Hand, und antwortete mit einem noch seltsameren Geschwätze.

Die Behauptung steht auch in Büchern; Gott mag wissen, wie sie hinein gekommen ist. Mein Vater meinte einmal in einem Gespräche: sie sey aus Französischen Büchern in die Deutschen übergegangen. Ich kenne den Französischen Hof nicht; allein man sollte nicht gleich von Einem Hofe auf alle schließen, und am wenigsten auf einen Deutschen Hof, der durch eine Barriere von Adelsbriefen allen schönen Künsten und Wissenschaften den Zugang zu sich abgeschnitten hat.

Nichts, wahrhaftig nichts von Geistesbildung, was dich interessiren könnte! Man hat hier nur Eine gute Eigenschaft, die alle andern, alle Tugenden, und auch jeden Genuß des eigenen Herzens, ersetzen muß: Politesse; und Politesse ist auch der einzige Charakter dieser Leute. Nicht Alter, nicht Stand, Be-

schäftigung oder Geschlecht giebt hier den Menschen einen eigenen Charakterzug. Lauter Münzen von Einem Schlage: durch das aufgeprägte Bild nicht unterschieden, sondern nur gültig. Man ist hier nichts, als poli. Ein Jüngling von zwanzig Jahren sagt einer hübschen Frau schlechterdings nichts Anderes, als was ein Greis von sechzig ihr sagen würde. Ich machte das dem Kammerherrn **, der mein Lehrer in der großen Kunst seyn will, bemerklich. Er lächelte zufrieden: ah, mon cher ami, la politesse égalise ici tous les esprits! Das merkt man auch sogleich an der Unterhaltung, antwortete ich, eben so lächelnd; und er hielt das für einen Lobspruch. Was er sagte, ist übrigens wahr. Der fadeste Kopf hat hier gerade so viele Ansprüche zu glänzen, als das Genie; und im Grunde noch mehr. Man kann nicht einmal erträglich schwatzen; das weiß man ohne Zweifel selbst, und spielt daher. So muß denn das Spiel am Ende jede andere Unterhaltung gänzlich verschlingen. Für ein Wort aus ihrem Munde gäbe ich hier die ganze Unterhaltung eines Jahres. Ach!

wenn ein Wort hervorkam aus ihrem vollen, schönen Herzen! Die Lippen öffneten sich nur, Worte des Gefühls heraus zu lassen, und die holden Augen bestätigten die Worte, die nun wieder dahin drangen, woher sie kamen: in das Herz. Hier machen die Lippen und die Ohren alles ab; das Herz bleibt in Ruhe. Und das nennt man: feineren Genuß des Lebens! O, laß mich enden!

---

* * *

Heißt das nicht aus dem Heiligsten, was der Mensch hat, ein Possenspiel machen? Da bin ich neulich der Moitié einer jungen hübschen Frau. Ich setze mich zu ihr und schwatze, so viel ich nur kann. Sie gähnt mir ins Gesicht, und, je mehr ich rede, desto stärker. Endlich gähne ich mit ihr um die Wette. Die Frau verklagt mich bei meiner Tante; und die hält mir am folgenden Morgen eine lange Predigt über die Politesse. Ei, sagte ich endlich mit Verdruß: man muß amusable seyn, wenn ich amüsiren soll. Ich erzählte, welche

Versuche ich gemacht hätte, die Dame zu unterhalten.

Mon dieu, sagte der Kammerherr; c'est un manque d'égards que de parler à une jolie femme d'autre chose que de sa figure! — Aber ich finde nichts Schönes daran. N'importe; il faut parler d'amour par politesse.

Guter Gott, erhalte mir unter diesen Menschen meine gesunden Sinne! Aus Höflichkeit von Liebe reden, die man nicht fühlt! O Hannchen, Hannchen! was kann mir hier deine Augen voll Thränen, aus welchen dein gebrochenes Herz hervorblickte, ersetzen! Du drängtest deine Liebe in das Herz zurück, und es zerriß darüber. Und hier? — Die Politesse wird mich noch wahnsinnig machen!

---

* * n.

Eine Landpartie! Man kann die Armseligkeiten nicht einmal belachen, so armselig sind sie. Mir zu gefallen, macht man eine Partie auf das Landhaus der Frau von **, nahe bei der Stadt, in der schönsten Gegend, die es hier

herum giebt. Wir fuhren Morgens um neun Uhr ab. Als wir ankamen, war Frau von ** noch nicht visible. Wir wurden in einen Saal geführt, dessen Fenster auf einen gepflasterten, rings von Gebäuden umgebenen Hofraum gingen, und tranken Chokolade. Um elf kam Frau von **, die von der gestrigen Abendluft eine abominable migraine gehabt hatte. Nun spielten wir bis um zwei Uhr, und aßen dann bis um fünf. Bis sechs war es zu warm zu einem Spaziergange im Garten; um sechs zu feucht. Nun aßen wir eine Schale Milch, und die Mädchen klatschten in die Hände über die Freuden des Landlebens; denn die jungen Herren trieben vielen Spaß. Um neun Uhr fuhren wir wieder zurück. So bin ich zwölf Stunden auf dem Lande gewesen, und habe keinen Baum gesehen; nicht einmal einen Grashalm. Das heißt hier: eine Landpartie. Bei Gott! einem Tollhäusler würde man das kaum zu gut halten.

Und so ist es mit allem, auch mit der gerühmten Menschenkenntniß. Kannst du immer lächeln, dich immer verbeugen, immer Ja sa-

gen, so hast du Menschenkenntniß. Uebrigens ist hier Kopf und Herz so wenig mit im Spiele, daß du mit Lächeln und Beugen in jeder Gesellschaft für einen feinen, geschliffenen Menschenkenner gelten kannst, und wenn du auch der zerstreuetste Grillenfänger wärest. Die Menschenkenntniß der Hofleute ist wie ein baumwollener Panzer, der keine Bewegung hindert, auch die allergeschmeidigste nicht, dagegen aber auch keinen tüchtigen Stoß abhält. Sind die Herren mit diesen Panzern beisammen, so geht es ziemlich gut. Doch laß einen solchen Helden auf einen Mann von Charakter stoßen, zum Beispiel auf einen Gelehrten, der die Politesse nicht kennt, bei dem man mit Lächeln und Verbeugungen nicht durchkommt; so ist es um seine ganze Menschenkenntniß geschehen: er weiß keine Schwäche zu fassen, weder Kopf noch Herz zu bereden. Außer ihrer Sphäre ist diese Menschenkenntniß gar nichts. Das ganze Geheimniß der vornehmen Welt besteht darin, daß man an nichts Theil nimmt, und sich nie für etwas von Herzen interessirt.

Sieh dagegen ein Paar andere Menschen! Sie nehmen mit allen Kräften des Herzens und des Kopfes Theil; vertheidigen mit Wärme ihre Freunde, und fallen eben so warm über die Feinde her; bei ihnen erhitzt sich jede Leidenschaft. Wie viele Aufmerksamkeit, wie viele Kenntniß des Herzens gehört dazu, bei solchen Menschen einen Vortheil zu erhalten, zu behaupten, zu sichern! wie viel dazu, einen solchen Mann, wenn er beleidigt ist, bei Gelegenheit wieder zu gewinnen, ihn zu leiten, ohne daß er es merkt, ohne daß sein eigener Charakter einen Sprung macht, wodurch er allen Schlingen entgeht, oder sie alle zerreißt! Sieh, in dem Mittelstande zu leben, dazu gehört Kenntniß des Menschen, eben weil er noch Menschen hat.

„Die Hofkabalen!" wirst du sagen. Hm! unter den gewöhnlichen Hofleuten? Man sucht dem Andern ein Lächeln abzugewinnen, und ist dadurch glücklich. Heute hat es Dieser, morgen Jener; das geht am Schnürchen. Sie nennen das Ding Kabale, weil sie Werth in das Lächeln setzen. Aber das Ding wechselt, gleich

dem Wetter im April, von selbst, ohne daß ein Mensch dazu beiträgt oder davon thut. Maschinenwerk, nichts weiter, dem sie aber die Ehre anthun, es mit prächtigen Namen zu benennen. Eine ewige Geschäftigkeit um ein Nichts, das sie wie Riesenoperationen anstaunen, und das ihnen alle Zeit nimmt. Sie haben so viele Besuche zu machen, so vielen Diners beizuwohnen, so viel am Hofe zu suchen, so viele Rendez-vous zu geben, so viele Liebeshändel auf einmal zu führen, so viele Tracasserieen unter den Weibern zu hören und zu schlichten, so viele Stellen an Unbekannte zu versprechen, so viele Billets zu schreiben — daß sie zu Geschäften keinen Augenblick übrig behalten.

Weiter weiß ich dir nichts von dem hiesigen Leben zu sagen, und ich fühle mich darin so unbequem, wie Gulliver in der Knochenröhre auf dem königlichen Tische. Wahrhaftig nicht ein Wort weiter. Ich blase die Flöte; das ist hier mein einziges Geschäft. Ach, ehemals blies ich sie, und Hannchen saß neben mir. Die Vorstellung hat mir schon manche

Thräne gekostet. „Poli ist das nicht!" würde mein Kammerherr sagen. Ja wohl! aber wir sprachen auch nicht von Liebe, seulement par politesse.

---

* * n.

Der gröbste Eigennutz heißt hier Verstand, elende Zweideutigkeiten Witz, zügellose Wollust Genuß des Lebens, ein lächelnder Blick des Allergnädigsten, oder ein vertrauliches Wort von seinen Lippen, das höchste Glück, Gleichgültigkeit gegen Sittenverderbniß Bildung, und sich in Schulden stecken, um dreimal die Woche zwölf Schüsseln zu essen, heißt ein Mann von Ehre seyn. Seine Freunde lieben, sein Weib lieben, heißt Aberglaube des Pöbels; eine große Summe Geldes aufopfern, und wenn man auch damit eine ganze Familie vom Hungertode rettet, heißt fromme Dummheit; ein Gespräch, wobei man nicht im Fluge über einen Gegenstand wegrollt, Pedanterie; ein lebhaftes Gespräch ohne Zweideutigkeit Affektation; und

suchst du dein Glück anderswo als am Hofe, so nennt man dich einen Mann ohne Ehre und Grundsätze. So wollt' ich ein ganzes Idiotikon des Hofes schreiben, wenn es der Mühe nur lohnte.

Die Bande des Bluts, der Ehen, der beiden Geschlechter, sind hier so locker, daß ich oft meine Augen vor Abscheu wegwende; und um dich auf einmal in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen: sie ziehen nicht nur kein Glück aus diesen heiligen Verbindungen der Natur, sondern sie läugnen auch sogar, daß Glück darin zu finden sey. Neulich stellte ein junger Mann meiner Tante seine Braut vor. Man wünschte ihm Glück zu seiner Verbindung. Er verbeugte sich, und antwortete lächelnd: jamais honnête homme ne fut heureux par les femmes. Ich erstaunte, und sah die Braut an; mich dünkte, eine ärgere Unverschämtheit konnte nicht gesagt werden. Sie antwortete lächelnd: d'accord; mais quel homme mérite de l'être? Man lachte, und nun ward dieser Satz so ernsthaft ausgeführt, daß ich

sah, er war nicht aus Unverschämtheit, sondern aus Ueberzeugung vorgebracht.

Unmöglich konnte ich mich enthalten, meinen ganzen Abscheu vor dieser schändlichen Denkungsart zu zeigen; und nun fiel man über mich her. Ich schwieg beschämt, schalt aber auf mich selbst, daß ich schweigen konnte. Frau von Wahlberg nahm mich in Schutz. Ah, sagte sie, und drückte mir die Hand: c'est un pauvre petit innocent, à qui l'air de tendresse à l'antique sied beaucoup mieux que les froides grâces et les belles manières de nos fats tout pleins d'esprit. Il fait tourner la tête aux femmes, tout innocent qu'il est. Avouez au moins, messieurs, que vous êtes aimables pour tout le monde et amoureux de vous seuls, des fréluquets sans amour, qui jouent les femmes et qui méritent d'être trompés.

Ich kann dir keine bessere Beschreibung von den Männern geben, als in den wenigen Worten dieser reitzenden Frau. Sie ist die Einzige, mit der ich mich unterhalten mag. Für ihre Tugend möcht' ich nicht stehen; denn

Tugend? Lieber Gott! auch die ist, gleich der Liebe, à l'antique.

Und hier muß ich leben! hier, hier, wo man sich schämen möchte, ein Mensch zu seyn!

---

* * n.

Du magst Recht haben; es fängt an, mir hier zu gefallen. Daß ich dir aber nun schon drei Monate nicht geschrieben habe? Was konnt' ich dir schreiben? Vive la bagatelle! ruft hier Jeder. Ich stimme mit ein; denn hat man mir nicht alle bessere Aussichten auf das Leben zerstört? Aber schreiben? dir? Ich habe hundertmal angefangen, und — ich erröthe doch, dir schreiben zu sollen, welchen Theil ich an den Kleinigkeiten nehme.

Lange Weile; weiter nichts. Meine Phantasie verstrickt sich. Und mein Herz? — Ich wünschte, daß ich nicht hieher gerathen wäre.

Vorher sah ich das ganze Leben hier mit dem gelbsüchtigen Auge des Verdrusses an. Ich war ein Grillenfänger: ein Kind, das seine Puppe wegwirft, weil man ihm etwas Besse-

res abgeschlagen hat, und nun mit der ganzen Welt mault. Endlich habe ich mich besonnen; ich nehme die Puppe mit einem beschämten Erröthen wieder auf, weil es nicht anders seyn kann. Und darf ich mich sträuben gegen Verhängniß oder Zufall? soll ich des Lebens nicht genießen, weil ich es nicht so oder so genießen kann? Ich lerne mich in die Menschen hier schicken, und glaube, wohl daran zu thun. Was ihnen an Gefühl abgeht, ersetzen sie durch die Manier wieder. Und gilt es nicht am Ende gleich, wenn wir nur getäuscht werden, wenn wir nur genießen?

Auch ist denn doch nicht in allen Herzen die Natur gänzlich ertödtet; sie nimmt ihre Rechte wieder, so bald sie kann. Die Kunst besteht nur darin, das Herz wieder zur Natur zurückzuführen; und ich hoffe, mir ist das mit Einem hier gelungen.

Hab' ich dir die Frau von Wahlberg schon genannt? Ich traf sie gleich Anfangs in einigen Gesellschaften, und wünschte, sie wieder zu treffen; denn sie war die Einzige, mit der sich mehr sprechen ließ, als über ein Flortuch.

Gleiches Bedürfniß mochte sie zu mir führen. So liefen einige Monathe hin; und ich fing an, sie nicht mehr von den übrigen Weibern zu unterscheiden: denn auch sie schien mir jene abscheulichen Grundsätze anzubeten, welche das Herz für eine Null erklären. Eines Morgens war ich bei meinen Cousinen, und sie neckten mich mit einer Eroberung, die ich gemacht hätte. Endlich, nach langem Scherzen, waren sie so indiskret, mir einen Brief zu zeigen, den Frau von Wahlberg gewiß nur in der zutraulichsten Ergießung ihres Herzens geschrieben hatte, ohne mit einem Gedanken daran zu denken, was für Geschöpfe meine Cousinen sind. Der Brief enthielt mein Lob, und, was mehr war, Empfindungen, wie ich sie auch ihr nicht mehr zugetrauet hatte. Mich zog, ich weiß nicht was, wieder zu ihr hin, und ich entdeckte unter der Hülle von Leichtsinn und Frivolität ein reines, fühlendes Herz. Mit jedem Tage wurde nun unsere Freundschaft vertrauter; und sie giebt meinem Leben jetzt wenigstens die Freude, die mein Herz noch fühlen kann. Ihre Empfindung ist nicht tief, und bewegt das Herz

nur ein wenig; doch hat sie ihren Werth so gut, wie jene edlere, vollere Empfindung. Die Brust wird dadurch leicht; und was bedarf ich, was bedarf jeder Mensch noch mehr, als eine leichte Brust? Meinst du das nicht auch?

Ich lese wieder durch, was ich geschrieben habe, und sehe mit beschämtem Lächeln, daß du mehr als ein Oedip seyn müßtest, um die räthselhaften Widersprüche meines Geschreibes zu lösen. Wollte ich mich bei dir entschuldigen, lieber Ludwig? wollte ich beschönigen? Nun, so wußte mein Herz nichts davon. Nein, welche Veränderung auch mit mir vorgehen mag — für dich bin ich doch immer derselbe.

So höre denn! Ich liebe die Frau von Wahlberg, und sie liebt mich mit unbeschreiblicher Innigkeit, mit gänzlichem Hingeben. Und doch könnt' ich oft sagen: sie ist kalt wie Eis. Ich fühle mich glücklich, und bin es nicht. Sie lebt nur für mich, wirft auf mich allein ihre Blicke mit einem Feuer, das sie jedem versagt; sie opfert mir ihre liebsten Bekanntschaften auf, wenn sie mir nicht angenehm sind, und eben so alle Vergnügungen, die ich

nicht liebe; sie ist gänzlich mein; ich beherrsche sie: und doch —! „Sie sind ein Thor," sagte sie mir noch gestern mit der lieblichen Stimme, die so tief in das Herz dringt — „Sie sind ein Thor, lieber Graf, wenn Sie mehr wollen, als heiter seyn. Ich lache, weil ich mich in Ihren Armen glücklich fühle; Sie schmollen, wenn ich lache. Muß ich mir denn schlechterdings die Augen mit Weinen verderben, um Ihnen zu gefallen?"

Das ist es, Ludwig; das ist es! Sie thut alles, was ich verlange; und dennoch versteht ihr Herz das meinige nicht. Da sitz' ich mit ihr in der vertraulichsten Stellung (sie hat ihren Arm um meine Schulter geschlagen), in dem innigsten Gespräche. Mein Herz ist so voll, daß ich alles außer mir vergesse. Mein Puls fliegt, mein Auge brennt; ich drücke sie an die volle, heiße, tobende Brust. Und sie? Auf einmal fährt sie mit einem lauten schallenden Gelächter von meiner Brust zurück. Ich frage; und sie erzählt mir eine lächerliche Posse, die ihr eingefallen ist, eine Neckerei, oder einen witzigen Streich, den sie ein Paar Thoren

gespielt hat; darüber bin ich vergessen. Sie klingelt, sie plaudert mit ihrem Mädchen, schreibt ein Billet, lacht, tanzt umher; und ich — ich knirsche mit den Zähnen über den Leichtsinn, der mich noch tödten wird.

So hat sie ein Weib bei sich, dem man den Neid an den blauen, hämisch grinsenden Lippen ansieht, ein Weib, das nicht werth ist, je in ihre Nähe zu kommen. Da sitzt sie bei dem Weibe, und spöttelt in meiner Gegenwart über die Eifersucht ihres lieben Ingenu (so nennt sie mich), verschwendet das Geheimniß unsrer Liebe an dies Weib, das sicher von Hause zu Hause fährt, um von mir zu plaudern; und sie lacht, daß die Fenster klingen, wenn ich ihr Vorwürfe darüber mache. Ich tobe, ich verwünsche sie, mich und die ganze Welt. Sie verspricht, sich zu ändern; aber eine Stunde nachher giebt es eine Scene, die noch ärger ist, als die erste. Und doch liebt sie mich. Wie begreif' ich das?

* * n.

Seltsam, Ludwig! bei Gott, sehr seltsam! Träume ich jetzt, oder träumte ich ehedem? Ich habe deinen Brief wohl zehnmal gelesen. Du machst mir Vorwürfe; du sagst, ich sey in bösen Händen. Nun denn, Gott vergebe es denen, die mich hinein brachten! Dich meine ich nicht, Ludwig; ob du gleich — Doch laß das; ich will es vergessen. Ach, ich fühle nur zu tief, daß es anders seyn könnte. Jetzt steh' ich auf dem elenden Brete mitten im Sturm, und strecke meine Arme nach dem geliebten Ufer aus; aber wer hat mich hinaus gestoßen in die Wellen? Ja, Ludwig, ich bin in bösen Händen. Jede Zeile deines Briefes schneidet in mein Herz. Rette dich, schreibst du, wenn du dich retten kannst. Ich will! ich will!

Ich habe ihr geschrieben, Ludwig; nun bin ich ruhiger, wieder mein. Welch ein Zauber hielt meine Augen umnebelt! Ich muß dir doch erzählen, wie er von meinen Augen fiel. Meine Mutter hatte mir die Hand einer von

meinen Cousinen bestimmt, und schrieb mir das. Die Tante gab mir den Brief. Ich las, und sah an ihren Mienen, daß sie den Inhalt wußte. Nun eilte ich mit dem Briefe zu der Wahlberg. Sie gab mir ihn ruhig wieder. „Ich sehe in Ihren Augen, lieber Graf," sagte sie mit der einnehmendsten Stimme, und lehnte sich an das Küssen des Sofa's zurück — „ich sehe, daß Sie in Unruhe sind." — In der schmerzlichsten, meine Geliebte! — „Warum? Haben Sie etwas gegen die Verbindung?" — Ich? um Gottes willen! können Sie das fragen? Ich liebe Sie ja unendlich. — „Nun? zweifle ich daran? Was hat eine Heirath damit zu thun? Ein Familien-Arrangement! Was geht das uns an?" —

Ich erstaunte. Wie? haben Sie nicht gelesen, daß ich meiner Cousine die Hand geben soll? — „Ja, das hab' ich; allein . . ." — Gott im Himmel, ich möchte schon bei dem bloßen Gedanken vergehen! — „Lieber Graf, welch ein Aufheben um eine Kleinigkeit! Sie geben Ihrer Cousine die Hand, und dann ist die Sache geendigt." — Das rathen Sie

mir? Sie? Nun, so sind Sie meiner müde. Ich hätte das voraus wissen können! — „Wenn ich Ihrer müde wäre, Graf . . . Doch darüber ist mit Ihnen wohl nicht zu reden. Ich liebe Sie, innig, über alles, und, wenn es möglich ist, jetzt mehr als je. Allein Ihre Cousine fordert ja nur Ihre Hand. Wohl! ich das Herz; und wir Alle sind zufrieden." — Und wenn auch Sie meine Hand so leicht aufgeben können, so ich doch nicht die Ihrige. (Ich ergriff ihre Hand, und warf mich an ihre Brust.) An diesem Herzen will ich leben, oder gar nicht! — „Schwärmer!" rief sie, und drückte mich an sich.

Nun versuchte sie alles, mich zu bereden, daß ich den Vorschlag meiner Mutter eingehen sollte. Ich war aufgebracht; doch sie besänftigte mich durch die zärtlichsten Liebkosungen. „Was ist denn Ehe?" hob sie nach einem langen Eingange an. „Eine Verbindung, welche die Politik, der Vortheil, der Ehrgeitz schließt. Sie mag ihre Rechte haben. Wohl! wer will die angreifen? Hat aber nicht die Liebe, die Verbindung der Herzen, eben so gut

ihre Rechte? Jene wird von den Gesetzen in Schutz genommen; diese von der Vernunft.“ — Nun denn! rief ich; so vereinigen Sie beide. Geben Sie mir Ihre Hand, Luise! — Sie sah mich starr und ernsthaft an. „O, lieber Graf! diese Vorstellung ist sehr reitzend; allein ...“ — Ich bin unabhängig, Luise! — „Aber ich nicht. Mein Vermögen ist nur mein, wenn ich Wittwe bleibe; und das bin ich meiner Familie schuldig.“ Ich habe Vermögen für mich und für Sie. — Sie warf sich in meine Arme, überhäufte mich mit den zärtlichsten Liebkosungen, und bat mich, den Gedanken aufzugeben. „Die Ehe ist das Grab der Liebe!“ sagte sie endlich, als ich noch immer in sie drang. Ich fuhr aus ihren Armen zurück, und sie berief sich auf tausend Beispiele. Um sie zu bewegen, wendete ich Liebkosungen, Vorwürfe, sogar Thränen an; aber sie blieb standhaft. Nicht lange, so warf sie sich aufs neue in meine Arme, erstickte meine Vorwürfe mit Küssen, und nun — in dieser zärtlichen Minute — fragte sie mich: „sind Sie nicht ein Thor, lieber Graf? bin ich nicht jetzt die Ihrige eben

so gut, als ob eine Ceremonie Ihnen meine Hand gegeben hätte?" — Nein! erwiederte ich; nein! denn Sie sind nicht meine Frau. — Sie erröthete, sank in meine Arme, drückte mich an ihre schöne Brust, und hatte ein Paar verrinnende Thränen in ihren Augen. Jetzt vergaß ich meine Schwüre, hörte die schreiende Stimme des Gewissens, meiner Unschuld nicht. — — —

Was soll ich dir weiter sagen? Ich verließ sie, halb mit Entzücken, halb mit quälender Reue. Als ich sie wiedersah, spottete sie über die ängstlichen Gefühle meines Herzens, und vertheidigte unsere Vertraulichkeit sogar. Ich schwieg, weil ich sie liebe; und meine Liebe wuchs mitten unter den Vorwürfen des mich anklagenden Herzens. Sie machte jetzt neue Versuche, mich zu einer Heirath mit meiner Cousine zu bereden; doch immer vergebens: denn mußte ich sie jetzt nicht als meine Gattin betrachten? Sie spottete über meine Gewissenhaftigkeit, und drohete endlich sogar, mich zu verlassen. Lieber verzweifeln, sagte ich, als ein Weib so betriegen! Seitdem schwieg sie.

Und ich? O, Ludwig, Ludwig! könnt' ich wenigstens sagen: ich bin glücklich gewesen!

Ach, oft schlag' ich meine Hände zusammen, und sehne mich nach der heiteren Ruhe, die sonst, wie ein guter Geist, jeden meiner Schritte begleitete. Sie ist entflohen! auf immer entflohen! und ich stehe da, wie ein Verzweifelnder, der sich berauscht, um sein Elend nicht zu fühlen. Du hast mein Herz aus dem Schlafe der Wollust geweckt. Ludwig, ich will die schimpflichen Ketten zerbrechen. Ich will!

Hier ist ihre Antwort! Sie muß mich selbst sehen, um mir Lebewohl zu sagen. Und ich liebe sie! O, Ludwig, ich liebe sie, mehr als du es glauben wirst*)!

---

* * n.

Lustig, lustig! Wir sind nur auf dem falschen Wege. Der Morgenländer versteht das Ding

*) Dieser Brief ging nicht ab. Ludwig bekam ihn später, etwa einige Monate nachher, mit dem folgenden zugleich.

besser; er sperrt sie ein. Wir sind ihre gehorsamen Diener, und sie machen uns zu Narren, oder, wenn wir nicht auf unserer Hut sind, zu etwas noch Schlimmerem. Was ist es denn nun mehr! Das Kind lernt auf Kosten seiner Stirn gehen; wir kommen mit einigen Schrammen im Herzen davon, und lernen die Weiber verachten: und wehe dem Manne, der das nicht lernt! Sieh, die Wahlberg ist noch eine der besten; und was war ich ihr? Ein Geck, den sie mit einem Ringe in der Nase — Liebe nannte sie ihn — führte, wohin es ihrer kindischen Laune, ihrer Eitelkeit gut dünkte.

O, wie ich mich jetzt schäme, daß ich die Kette nicht sah, an der sie mich hielt! Wohl! einem jeden das Seinige! Das menschliche Geschlecht sollte fortdauern, und wir eilen, blind vor Leidenschaft, wie sinnlose Auerhähne, in die Arme der Weiber. Wohl denn! sie sind der Gegenstand unseres blinden Instinkts; aber der ist ein Thor, dem sie mehr seyn sollen.

Ich bin betrogen: wer wurde das nicht! Ich liebte treu und ohne Falsch: welcher Mann that das nicht! Das Weib ist eitel und wol-

lüstig; wir stolz und herrschsüchtig. Die Natur band beide Extreme mit einer geheimen, unsichtbaren Fessel zusammen, die das getäuschte Herz Liebe nennt, und der ein Thor nachläuft, wie der Wahnsinnige seinen Phantomen. Die Vernunft macht ja die elende Täuschung sichtbar; denn in denen beiden Perioden des Lebens, da der Mensch zur Fortpflanzung des Geschlechtes nicht wirken kann, in der Kindheit und im Alter, ist das Weib ihm gar nichts. Der Knabe schließt sich mit allen Kräften seines reinen Herzens an Knaben; der Greis vergißt seine Frau, die lange Gefährtin seines Lebens, über Eine Umarmung seines Freundes. Selbst die Liebe vermag die Betriegerei nicht abzuläugnen; denn beide Geschlechter sind durch die Scham getrennt, und dadurch wird jede volle Ergießung des Herzens gehindert.

Du kannst es nicht leiden, wenn ein Mann das Weib verachtet; aber legte nicht selbst die Vorsehung dem Weibe die eisernste Fessel an, als sie gebot: und er soll dein Herr seyn? — Ich will dir zugeben, daß der Charakter der Weiber nicht schlimmer ist, als der

LB Coburg

unsrige; doch er wird gefährlich, durch die Freiheit, durch die Gewalt, welche die Thorheit des Mannes ihnen einräumte, und welche sie, dieser Thorheit zum Spott, jeden Augenblick mißbrauchen.

Ach, wie gern machte mein Herz eine Ausnahme! wie oft gaukelt es mir in dem schönsten Traume Hannchens Bild vor! o, wie oft strecke ich Nachts meine Arme aus, dies Bild an mein leeres und verlangendes Herz zu drükken! Kann ich denn dafür, wenn meine Vernunft über das Traumbild lächelt, und es zu den schönen Mährchen der Kinderjahre wirft? Sag' selbst, kann ich dafür?

Sieh, ich liebe Hannchen mit aller Innigkeit des arglosesten Herzens. Sie vergießt in meinen Armen Thränen der verlangenden Liebe, und opfert mich dann einer Eitelkeit auf, die du freilich Tugend nennst: der Eitelkeit, einen festen Charakter zu haben. Was war denn ihre Liebe? — Seltsam, daß mir das Wort nicht aus der Feder will. Nun wohl! der reinste Geschlechtstrieb, aber doch immer

Geschlechtstrieb. Laß mich darüber hin; denn mein Herz, mein Herz —

Hier hange ich wieder mit der ganzen flammenden Seele an einem Weibe; und das Weib hängt an mir. Ich glaubte, die Ewigkeit könne unsre Herzen nicht trennen, und opferte ihr alles, alles, was damals meine Ruhe befestigen könnte; opferte ihr selbst das Versprechen, das ich dir gegeben hatte.

Da lies den beikommenden Brief *), den ich dir schrieb, aber nicht schickte, weil ich mich schämte, dir zu sagen, wie schwach ein Paar Thränen ihrer falschen Augen mich gemacht hatten. Lies ihn; ich will fortfahren.

Ich ging den Abend zu ihr, mit dem festen Entschlusse, sie zu verlassen, weil ich noch an Weibertugend glaubte. Als ich ihr meine Gründe sagte, warf sie sich vor mir nieder, und weinte auf meine Hände, die sie an ihre offne Brust drückte, die heißesten Thränen. O, sie hätte mit diesen Thränen, mit ihrer Verzweiflung, mit ihren Schwüren, mit ihrem Jammer die Natur selbst über ihr eigenes Ge-

*) Den vorigen.

schöpf irre machen können. Die Natur würde geglaubt haben, sie hätte dieses Herz mit dem Hauche der reinsten Liebe berührt. Ich sank aufs neue in ihre Arme, und vergaß über ihr Entzücken dich, dich, Ludwig! Doch endlich — kaum konnten auf ihren Wangen die falschen Thränen getrocknet seyn, mit denen sie mir versprach, mich ewig zu lieben — endlich seh' ich, wer ich ihr bin.

Eines Abends liegt sie in meinen Armen. „Sie müssen mir einen Gefallen thun, lieber Graf," sagt sie schmeichelnd, und drückt mich an die schöne Brust. Ich sehe sie mit blitzenden Augen an. „Sie kennen die schöne Berkheim. Seyn Sie mir ungetreu; werden Sie ihr Anbeter!" — Ich? fragte ich mit Erstaunen; und Ihnen zu gefallen? — „Ja, lieber Graf; mir zu gefallen. Und um es wahrscheinlich zu machen, wollen wir scheinbar mit einander brechen." — Wozu soll das führen? — „Zu einem Liebeshandel mit der Berkheim." — Wenn auch ich so gefällig gegen Sie wäre — wird die Berkheim es seyn? frage ich, ungewiß, ob sie scherzt.

Sie führt mich vor einen Spiegel. „Mit der Gestalt zweifeln Sie, Graf? Tausend Andere würden mit der Hälfte nicht so bescheiden seyn. Ich stehe für den Erfolg; ich stehe für Ihr Glück, Graf. Sie dürfen nur wollen." Zugegeben, sag' ich lachend; wozu soll aber das führen? — „Zu einer Schäferstunde mit der schönen Frau." — Schäferstunde? und dann? — „Zu einem, nur zu Einem, vertraulichen Billet über diese Stunde von der Hand der Berkheim." — Wozu das Billet? — „Das liefern Sie in meine Hände." — Wünschen Sie zu sehen, wie eine Frau ein solches Rendez-vous in einem Billet behandelt? Schreiben Sie mir eins; so ersparen Sie Sich die Umstände. Was wollen Sie damit? — „Mit dem Billet? Nun, ich habe meine Absichten." — Ich werde sie doch wissen können? — „Jetzt noch nicht, lieber Graf." — Aber halten Sie mich in Ernst für unedel genug, ein solches Billet in Ihre Hände liefern zu können, wenn ich auch fähig wäre, eine Frau zu verführen, die ich nicht liebte? — „Unedel? Eine Posse, eine ganz unschuldige Posse?"

Posse?" — Luise, würden Sie das sagen, wenn ich ein solches Billet von Ihnen weggäbe? — „Die Frau hat mich sehr beleidigt." — Also Rache! sagte ich empfindlich. Ich soll aufhören, Sie zu lieben, weil Sie Rache wollen! Meinen Sie in Ernst, was Sie sagen?

Sie bat, sie flehete, maulte, weinte; und ich versprach, was sie verlangte, schon mit Unwillen im Herzen. Mir fielen Umstände auf, die mich erbitterten. Ein Französischer Officier, der sich zu der Berkheim hielt, hatte mir schon Anlaß zur Eifersucht gegeben; daran dachte ich jetzt wieder. Morgen, sagt' ich ihr lachend, und so unbefangen, als ich konnte — morgen schicken Sie mir Lieschen; ich will Ihnen meinen Plan schreiben. Wozu ich mich doch verstehe! setzte ich scherzend hinzu. So ging ich, mit bitterem Verdruß im Herzen.

Am folgenden Morgen kam Lieschen, des falschen Weibes Kammermädchen und Vertraute. Ich schäkerte mit ihr, schenkte ihr ein Paar Goldstücke, und schwatzte von dem Plane ihrer Gebieterin. Richtig! das Mädchen wußte alles. Ihr Weiber, sagte ich lachend,

könnt es doch gar nicht verzeihen, wenn man euch einen Liebhaber raubt. — „Wie so?" — Ein Glück, daß ich die Frau von Berkheim liebe; so paßt alles gut in einander. Ich die Berkheim; der Chevalier . . . Wie heißt er doch? — „Fouquemont!" verschnappt sich die listige Kammerjungfer. — Recht, recht, sag' ich gelassen; so heißt er, der das Billet haben soll. Ja, Lieschen, wenn wir es nur schon hätten!

Das Mädchen wollte einlenken. Ich plauderte aber fort, als ob ich nicht hörte, als ob ich alles wüßte; und, siehe da! die Jungfer verfing sich noch ein Paar Male. Endlich brach ich los. Jetzt suchte sie den Fehler wieder gut zu machen; aber zu spät. Ich drohete ihr, ein Billet an ihre gnädige Frau zu schreiben, und darin zu sagen, daß ich die ganze Sache von Lieschen wisse; wenn sie aber gestehe, setzte ich hinzu, so wolle ich schweigen. Nun gestand sie. Meine Vermuthung war richtig; der Chevalier gefällt der Wahlberg besser, als ich, und ich selbst soll ihr den schönen Mann durch das Billet, das sie ihm geben will, zuführen.

Ich sprang erbittert auf. Das Mädchen bat mich knieend um Gnade; ich trieb es aber aus dem Zimmer, eilte in der Wuth zur Berkheim, erzählte in Gegenwart des Chevalier, und zeigte das Billet vor, das ich bekommen hatte. Die Berkheim wollte sich vor Lachen ausschütten. Ich fluchte, und tobte; der Chevalier sagte: cette noirceur ne manquera pas de mettre tous les hommes dans ses intérêts. C'est divin, unique! Ich hätte beinahe Händel mit ihm bekommen; denn er hörte nicht auf, diesen schändlichen Streich göttlich zu finden.

Endlich setzte ich mich nieder, und schrieb ihr dies Billet: „Ich bin bei der Frau von Berkheim. Sie schüttet sich aus vor Lachen über die Art, wie Sie ihr gern den schönen Fouquemont wegnehmen möchten. Wenigstens wollen Sie doch jedermann bei dem Handel glücklich machen. Sie weisen mich an die reitzende Frau von Berkheim, daß wir einander trösten sollen. Ich fürchte nur, daß Sie allein Ursache haben werden, unzufrieden zu seyn; denn Fouquemont, so fein er Ihre List auch

findet, läßt mich nicht aus den Augen. Ich bin" u. s. w.

Frau von Berkheim schrieb unter das Billet: Le coup est manqué, Madame; voilà un billet et, je vous en réponds, de ma main. Le Chevalier et le Comte sont chez moi, voilà un accident affligeant! Consolez vous: il est toujours des espérances consolantes pour une femme aussi belle et aussi fine que vous. C'est à une femme sans attraits à se laisser abattre par un coup manqué.

Der Chevalier wollte nichts dazu setzen, so sehr wir auch deshalb in ihn drangen. Dieu m'en garde, sagte er; ce seroit manquer de politesse. Il faut ménager les dehors au moins.

Einige Tage nachher fühlte ich, daß es ein schlechter Streich war, ihr das zu schreiben. Sie ist auf das Land gegangen. Und ich? Wenn ich mich wieder betriegen lasse, so verdiene ich, betrogen zu werden!

* * n.

Mit dem besten Vorsatze, mich nach deinen Grillen zu richten, komme ich nicht weiter. Und ich frage noch einmal: ist das meine Schuld? Soll ich der Rose danken, daß sie mir duftet? Soll ich vor dem Weinstocke knieen, weil der Saft seiner Beeren meiner Zunge wohlschmeckt? — Ich matte mich vergebens ab, und ängstige mich selbst, irgendwo ein Herz zu finden, das ein Herz ist, und worin doch Eine Saite mit dem meinigen zusammenklingt. Vergebens! Wahrhaftig! sie haben hier Recht, wenn sie sagen: jamais honnête homme ne fut heureux par les femmes. Man muß genießen: das ist die Stimme des Herzens, die Stimme der ganzen Natur. Wie? auf welchem Wege? — wer giebt mir das Recht, das zu untersuchen? Der Thor nennt das, wodurch er genießt, Liebe. Gebe der Himmel, daß der Traum erst mit dem letzten Hauche seiner Brust verschwinde! Ich nenne das Wollust, bin resignirt, und begnüge mich damit.

Du machst mir Vorwürfe darüber, daß ich

das weibliche Geschlecht verachte, und bedenkst nicht, daß die Weiber den Mann mit gleicher Münze bezahlen. Sie verachten ihn, und genießen; weiter nichts. Sie sind unser Spielzeug; wir das ihrige. Jeder betriegt den andern mit Schmeichelei; und — seltsam genug! — beide Partheien lachen, daß sie betriegen, ohne zu ahnen, daß sie eben so wieder betrogen werden. Läuft da die Rechnung nicht auf Eins hinaus?

Was könnte denn Liebe, wenn sie unser Loos wäre, mehr thun, als die Eigenliebe wirklich thut? Und bei der letzteren habe ich noch den Vortheil, meine Freuden so oft verändern zu können, als ich will. Was that ich nicht, um meinen Glauben an weibliche Tugend zu erhalten! Ich liebte die Wahlberg, und wurde einem faden Gecken aufgeopfert, dessen Schedel wahrhaftig nicht Gehirn genug enthält, einen Affen gehörig damit auszustatten. Freilich ist er eine schöne Figur und der beste Tänzer. — Ich flatterte von Einer zu der Andern. Diese gab mir die Eitelkeit; Jene eine Laune; eine Dritte die lange Weile; eine Vierte

warf sich in meine Arme, weil sie ein Mädchen haßte, das mich interessirte. So gaben mir Wollust, Thorheit, Eitelkeit, Laune, lange Weile, Rache, aber nie die Liebe, eine ganze Reihe von Herzen.

Ich finde mein Leben angenehm, und spotte der Thörinnen. Auch sie finden es angenehm. Ich gebe, was ich bekomme: Vergnügen für Vergnügen, Schmeichelei für Schmeichelei, und Verachtung für Verachtung. Das einzige Verdienst der Weiber besteht in der Kunst, durch verstellte Weigerung ihrer Gunst einen höheren Werth zu geben, und auf diese Art den Mann desto sklavischer zu fesseln. Ich halte mich nie für den Sieger, aber auch nie für den Besiegten, und zerbreche lachend die stärksten Fesseln, sobald sie mir lästig sind. Sie bedauern nicht meinen Verlust; sie bedauern nur, daß sie nicht zuerst brachen. Man verläßt einander, wie man sich zusammen fand: mit einer Schmeichelei; dann kennt man einander nicht mehr.

So sind sie alle; alle! Lies das noch einmal, und dann schäme dich, daß du mir den Rath geben konntest, zu heirathen. Ich, eine

Frau nehmen? Wahrhaftig, ich mußte laut lachen, als ich das las. Schaffe mir einen Harem, in den ich sie einsperren kann, und ich will heirathen, welche du willst; denn sie sind alle aus Einem Thone geformt.

---

* * n.

Ich lache nicht über deine Vorwürfe, Ludwig; sie schmerzen mich: denn sie kommen von dir. Du fragst mich: ob ich eben das von Hannchen behaupten möchte. O Ludwig, ich behaupte dasselbe von mir; warum nicht von Andern? Hannchen ist eben so erzogen, wie ich, in dem süßen Wahne der Liebe. Sie glaubt daran; aber meinst du, daß sie deshalb jede Versuchung besiegen würde? Noch ist sie unschuldig: das will ich beschwören; und vielleicht wäre ich in ihren Armen bis an den Tod in meiner heiligen, himmlischen Täuschung geblieben. Ich muß schon wieder fragen: bin ich Schuld daran, daß es nicht so ist? O, Himmel! sträubte sich denn nicht mein guter Engel gegen diese marternden Wahrheiten? Hatte denn nicht die

Vorsehung mir das Glück des süßesten Traumes zugedacht? Aber ich sollte ja hinaus in die Welt, und das Wunder da suchen, wo schon die schreckliche Wahrheit auf mich wartete. Ihr, ihr stießt mich hin an das Licht, das mein und des Menschen Elend beleuchtet! Ihr risset Hannchens täuschende Hand von meinen Augen; und nun tretet ihr hin, und macht dem Unglücklichen, der unter Mörder gefallen ist, noch Vorwürfe! Ich frage: ist es meine Schuld?

---

* * n.

Ich lache bei deinen treuherzigen Versicherungen, daß nicht jede so sey, daß ich bald ein Herz finden müsse, welches die Liebe kenne. Nun ja, ich gestehe dir, in manchen Augenblicken gaukelt dieser Wahn so freundlich, so rosenfarben vor meinen Augen, daß ich gern meine eigenen Erfahrungen verspotten möchte.

Da erscheint am Hofe eine junge Schönheit. Ihr Blick ist so unschuldig, ihr Betragen so einfach, daß ich, wie der ganze Hof,

darüber erstaune. Natürlich versammelte sich sogleich eine ganze Schaar von Anbetern um sie her; und sie blieb sich immer gleich. Man spionirte, man klatschte, man rief Wunder. Das Mädchen hat einen Geliebten, und war standhaft bei allen Stürmen unserer jungen Herren. Ich wurde aufmerksam, und sah eine Zeitlang dem Spiele zu. Zwar wollten mehrere von unseren Gecken viel zu verschweigen haben; allein man sah die Unwahrheit in ihren Augen. Ich flatterte, als das Gedränge sich verlaufen hatte, um das Mädchen her; ich schmeichelte, betete an, gebrauchte alle nur mögliche Mittel, sie zu einer Untreue zu verleiten, und — mußte mich endlich zurückziehen, wie jeder Andre. Nun zeigte ich in meinem Betragen Ehrfurcht für das Mädchen. Mein Herz bekam wieder neue Kraft; meine Jugendträume erwachten wieder. O! dachte ich zitternd; wenn dieses das Mädchen wäre, das die Vorsehung dir bestimmt hätte! Ich fühlte sogar wieder Liebe, und las deine Briefe mit Entzücken. Ein warmer Lebenshauch erweckte alle ertödteten Tu-

genden meiner Seele, und ich rief: nein, ich bin noch nicht verloren!

Auf einer Redoute redete ich sie an, und sie tanzte mit mir. Meine Stimme war bewegt, wenn ich mit ihr sprach. Ich sagte ihr, welche Ehrfurcht mein Herz für sie fühlte. Unter der Maske kannte sie mich nicht, und niemand erkannte mich; denn ich war erst den Abend spät von einer kleinen Reise zurückgekommen. Sie wollte meinen Namen wissen, und ich verschwieg ihn, eben weil sie ihn zu wissen verlangte. So ging der Abend hin. Ich war ihr Schatten; ich tanzte, ich sprach nur mit ihr. Darüber kam ich auf die Grille, unter der Maske zu bleiben.

Am folgenden Morgen schrieb ich ihr ein Billet ohne Namensunterschrift, in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken. Ich sagte darin nichts von Liebe; allein es hauchte die allerzärtlichste. So bekam sie jeden Morgen ein Billet von mir, immer in den Schleier des Geheimnisses gehüllt. Ich war mit ihr in jeder Gesellschaft, ohne mich anders, als bloß höflich, gegen sie zu betragen, und ohne sie auf

irgend eine Weise auszuzeichnen. Aber ich erfuhr fast alle ihre Gedanken und Wünsche, ihre Gesellschaften, ihre Partieen. Verlangte sie nach etwas, so trieb ich es auf, und sie bekam es, ohne zu erfahren, durch wen. Alle Gewächshäuser rund umher mußten ihr des Morgens Blumen auf ihre Toilette liefern, und wenn es eine Fete gab, so lag am Morgen der geschmackvollste Putz auf ihrem Tische. Ich umschwebte sie wie ein Genius, errieth ihre Wünsche, ihre geheimsten Gedanken, und zeigte das in meinen Briefen. Das Mittel, welches ich dazu brauchte, war ganz einfach: ich jagte meinen August weg; und der ist mein Gehülfe. Du weißt, wie treu der Mensch an mir hängt, und du glaubst nicht, wie fein er in der Stadt geworden ist. Er hat einen Liebeshandel mit der Kammerjungfer im Hause. Ohne sie mit in mein Spiel zu ziehen, findet er doch täglich Gelegenheit, im Hause aus- und einzugehen. Und wenn man ihn auch endlich bemerkte, so konnte doch kein Verdacht auf mich fallen; ich hatte ihn ja weggejagt.

Auf der nächsten Redoute war ich wieder,

aber in einer anderen Maske. Sie ging auf dem Saale umher, und suchte und suchte, ohne zu finden. Ich nahm die vorige Maske, und zeigte mich; sie hörte auf zu suchen, und stellte sich so, daß sie mir in die Augen fallen mußte. Nun trat ich an sie heran, und sie ging mit mir. „Nicht wahr," fragte sie endlich, als ich immer schwieg: „Sie sind der Unbekannte, dem ich jeden Tag aufs neue verbindlich werden muß?" Ich verbeugte mich. Sie verlangte meinen Namen zu wissen, und fragte, als ich den Kopf schüttelte, warum ich ihn nicht sagen wollte. Ich ergriff ihre Hand, und antwortete in einem ehrerbietigen Tone: schönes Fräulein, ich liebe Sie; aber ich weiß, daß meine Liebe hoffnungslos ist, und daß sie mich unglücklich machen wird. Lassen Sie mich unbekannt bleiben. Ich sehe Sie jeden Tag; doch nie soll ein Blick, ein Wort Ihnen verrathen, wer der Unglückliche ist, der Sie so innig liebt.

Ich widerstand allen ihren Bitten, aller ihrer List, meinen Namen heraus zu bringen. Sie verließ mich endlich, kam aber bald wieder. Ich sprach aufs neue mit ihr von meiner

Liebe. Sie raubte mir alle Hoffnung, hörte mich aber dennoch an; und immer endigte sie mit der Frage: wer sind Sie?

Ich führte die angefangene Rolle durch, und blieb unbekannt, so viele Mühe sie sich auch gab, mich auszuspüren. Die Redoute war der einzige Ort, wo wir einander sprachen. Sie drang vergebens mit immer größerem Eifer in mich. Ich redete unaufhörlich von meiner Liebe, doch ohne jemals über die Gränze der Ehrfurcht hinaus zu gehen. Sie wurde zerstreuet, wenn ich bei ihr war, drückte mir die Hand, und klagte seufzend, daß ihr Herz schon verschenkt sey. Endlich begleitete ich sie in der Maske zu Hause. Sie wendete Alles an, was Bitten vermögen, mich kennen zu lernen; aber ich sagte: meine Liebe ist hoffnungslos; doch Ihr Verlangen ist es gleichfalls. Ich wollte weggehen. Sie faßte meine Hand, und war unentschlossen, was sie thun sollte. Endlich warf sie sich mit einem Strome von Thränen an mein Herz, und stammelte das Geständniß ihrer Liebe. Ich faßte sie in meine Arme; sie wiederholte ihr Geständniß. Meine Maske fiel ab, und mein Mund sank auf ihre Lippen.

Mache die Anwendung selbst. Neugierde gab mir das Herz, das Liebe, Ehrfurcht und Schmeichelei mir nicht geben konnten. Wahrlich! sie war in der Unschuld des Landlebens, in der stillsten Einsamkeit erzogen; und dennoch — O! wer da noch blind ist, der muß blind seyn wollen.

Unsere Liebe blieb ein Geheimniß, und sie behielt den Ruf einer unerschütterlichen Treue. Ach, selbst die Unschuld scheuet das Vergehen nicht; sie fürchtet nur den Ruf, den es ihr zuziehen könnte. Jetzt ist ihr Liebhaber hier. O, wenn du die Blicke sähest, mit denen sie an ihm hängt — du würdest deine Seligkeit für ihre Treue verschwören; und doch ist ihr Herz mein. Soll auch ich mich so betriegen lassen? — Lies diese Erzählung, und dann fälle noch einmal ein Urtheil über mich! Freund, wo wohnt denn das Glück, wenn der schöne Tempel der Liebe in Trümmer fällt? Ich stehe an seinen Ruinen, und ringe hoffnungslos die Hände; und du bist so grausam, mich einen Bösewicht zu nennen! O Gott!

* * n.

Und was thue ich denn, daß du mich so nennst? Sag, was thue ich! Soll ich die kurze Jugend verjammern? Seh' ich nicht ohnehin den Jahren, die mich über die Jugend hinwegführen, mit einem geheimen Grauen entgegen? Nein, Ludwig, nein; deine Vorwürfe treffen mich nicht. Noch nie habe ich die Unschuld, die sich eine ewige Liebe träumt, verführt; noch nie Schande und Elend in eine Familie des genügsamen Mittelstandes gebracht, der sich allein durch das Gefühl der Unschuld für den Mangel an Reichthum schadlos halten muß. Oft genug treibt mich die Begierde zu einem lieblichen Geschöpfe, das in seinem kunstlosen Schmucke, in seiner rührenden Einfalt, mein Herz anzieht; aber ich eile zitternd vorüber: ein Cherub mit dem flammenden Schwerte beschützt den Eingang zu einem solchen reinen Herzen, und ich wage mich nicht hinein. Ich ehre Hannchens Tugend in ihren Schwestern; denn was hätte ich, um ihnen Ersatz für ihren frommen Wahn zu geben? Nein, Ludwig, ich

will meiner Jugend genießen; aber ich bin kein Bösewicht. O, wenn du zu mancher Stunde in dieses Herz sehen könntest — du würdest es bereuen, daß du mich so nanntest!

---

* * n,

O Himmel! in welchem leeren, grauenvollen Raume bin ich so fürchterlich allein! Allein! denn auch von dir hab' ich seit zwei Monaten keine Zeile. Ludwig, Ludwig! so verschwindet denn nach und nach jede Täuschung, die das Leben umgab, und der fürchterliche Anblick meiner Zwecklosigkeit liegt offen vor meinen Augen da, wie der Anblick der Verwesung. Mein Herz ist so kalt, so leblos, daß ich oft frage, ob es noch schlägt. Was wollte die Natur mit uns? was mit mir? Ich starre in den schrecklichen Abgrund hinab, und fahre mit Schauder zurück. Sieh, rund um den Menschen her ist alles fröhlich; nur der Mensch allein darbt mitten unter dem Ueberflusse der gütigen Natur. Das Thier genießt, ohne mehr als Genuß zu verlangen; wir wollen mehr,

und zu dem Mehr ist kein Weg in der ganzen Natur. O, warum lehrte man dieses Herz Wünsche kennen, die nie befriedigt werden sollten! Hier steh' ich mit diesem leeren Herzen, in Verzweiflung, in dem Gefühle meines Nichts, und erschrecke vor mir selbst! Ich sehe mit Grauen jedes neue Tageslicht; denn es führt mich einen Schritt weiter zu einer Sandwüste ohne Quellen, ohne einen Grashalm: zu dem freudenlosen Alter. Und steh' ich nicht schon jetzt an dem Eingange dieser Wüste? Ludwig, die Wollust, die mich berauschte, ist selbst meinen Sinnen kein Genuß mehr; denn der Glaube, daß ich geliebt werde, ist gänzlich dahin. Laß mich auch neue Lüste finden, die noch reitzender, noch berauschender sind — die Wollust des vergangenen Jahres ist nicht hinreichend, meine jetzige Begierde zu befriedigen; der Kreis meines Genusses muß sich immer erweitern. Meine Begierde ist unbegränzt; muß ich nicht endlich auf den Punkt kommen, wo sie, ohne Gegenstand, ermattet in das Herz zurückkehrt, und unbefriedigt mein Wesen untergräbt? Ich bin dem Trinker gleich, der von Einem feuri-

gen Getränke zum andern steigt, bis keins mehr stark genug ist, seine Zunge zu reitzen.

O Gott! warum fühlt mein Herz diese unersättliche Begierde nach Liebe, und warum antwortet kein Ton, kein ähnlicher Ton in der Natur, dem reinen Tone dieses Herzens! Mich ekelt vor der ewigen Mummerei: dem ewigen, schalen Gaukelspiele des gegenseitigen Schmeichelns, des faden Betruges. O, du hattest Recht! Ich bin kein Bösewicht; aber ich war auf dem Wege, einer zu werden. Schon warf ich meine lüsternen Blicke nach der Unschuld umher. Ja, Ludwig! die Wollust ist das gräßlichste aller Laster, weil ich nicht sagen kann: hier hat es seine Gränze erreicht. — Ich sitze auf meinem Zimmer, und bejammere die Zeit, die nun auf ewig dahin ist. Die Einladungen, die vor mir liegen, sieht mein Auge so kalt an; und mein Herz ist kälter, als mein Auge. O, die Wollust ist noch täuschender, als die Liebe. Was ist denn das Leben? Ludwig, antworte mir: was ist das Leben?

* * n.

Ich habe deine lakonische Antwort verstanden, und danke dir dafür. Du sendest mir die Briefe, die du aus Offenbach von mir bekommen hast, und schreibst dabei: „In Offenbach „ward keiner deiner Wünsche erfüllt; und den„noch warst du glücklich. In ** n befriedig„test du alle deine Begierden; und du bist un„glücklich. Sinne nach, Gustav! Was hast du „verloren?" Wie gesagt, ich danke dir. Ich habe meine Briefe aufmerksam wieder durchgelesen. Was ich verloren habe? O, ich möchte fragen, durch wen ich es verloren habe. Verloren? O Gott! die ganze Ruhe meines Lebens!

Leb wohl. Mein Wagen steht vor der Thür. Ich reise nach Offenbach, um dort mein Leben an meinen Seufzern abzuzählen: einem nach dem andern; und wann kommt der letzte? — Leb wohl!

Offenbach.

Fürchte nichts, Ludwig. Meine Briefe, die du mir wiederschicktest, gaben freilich die Veranlassung zu meiner Reise hieher; allein doch nur zur Hälfte. Ich war es müde, in der Welt zu leben; müde, der Thor fremder Eitelkeit und meiner eigenen Begierde zu seyn; müde der Zerstreuungen und des überfüllenden Genusses; müde von dem nichts sagenden Getümmel der Gesellschaften, den Rendez-vous, den Betriegereien und der Politesse, worüber Herz und Geist verloren gehen. Da kamen meine Briefe, und ich las sie. Das Andenken an vergangene Tage stieg in einer so schönen, rührenden Gestalt vor meiner Seele auf, daß Thränen meine Augen füllten, und ein unwiderstehliches Verlangen, eine heiße Sehnsucht nach diesen Tagen in meiner Seele lebendig ward. Ich ließ anspannen, schrieb einige Abschiedskarten, und warf mich so eilig in den Wagen, als ob er mich in ein Paradies bringen sollte.

Da saß ich mit verschlossenen Augen, und

träumte die schönen Stunden, die ich einst hatte, noch einmal. Mein Herz füllte sich wieder mit lebendiger, hoffnungsreicher Kraft. Je näher ich dem Ziele meiner Wünsche kam, desto lebendiger, desto heißer wurde meine Sehnsucht. Unter diesen Empfindungen erreichte ich Zorringen. Hier ließ ich den Wagen halten, und ging zu Fuß nach Offenbach. Ich nahm den Weg durch das Gehölz oben auf der Höhe. Als ich daraus hervortrat, lag Offenbach vor mir. Die Lichter, die in den Hütten brannten, schienen mich freundlich einzuladen. Zwei Jahre habe ich dich nicht gesehen! sagte ich, und eilte weiter. Ich schlich in der Gasse hin, und hatte nicht den Muth, nach Hannchens Fenster hinauf zu blicken. Als ich in das Haus trat, begrüßten mich zuerst die Hunde mit freundlichem Gebelle; dann wurde ich von den Domestiken mit fröhlichem Jauchzen empfangen und umringt.

Ich ging zu meiner Mutter. „So unvermuthet, Gustav?" sagte sie, mehr verlegen, als herzlich. Dann mußte ich von der Residenz erzählen. Liebe Mutter, — sagte ich zu-

letzt —; ich bin es dort müde, und komme zurück, um zu sehen, ob hier Zufriedenheit für mich wohnt. — Sie sah mich scharf an. „Gustav," sagte sie, noch immer verlegen; „ich bat dich, zu heirathen!" — Ich lächelte. Sie fuhr fort: „dich wird doch wohl nicht eine alte Thorheit wieder hieher bringen?" — Ich legte meine Hand auf die Brust, und sagte ernsthaft: ich wiederhole das Versprechen, Mutter, das ich Ihnen gegeben habe. — So gingen wir ruhig aus einander.

War es Zufall, oder wollte meine Mutter eine Probe mit mir anstellen? Am folgenden Morgen wurde ich zu ihr gerufen, und einen Augenblick nachher kam Hannchen. Sie machte mir sehr ruhig eine Verbeugung, die ich mit Unruhe erwiederte. Ihre Stimme blieb dieselbe; sie war so unbefangen, so sich gleich, daß ich, wie erstarrt, vor ihr stand. Keine Spur von Bewegung, auch nicht einmal wie man sie zeigt, wenn man einen bloßen Bekannten nach einer langen Abwesenheit wiedersieht. Das ärgerte mich. Zwar hatte ich vorher keinen Wunsch, sie anders zu finden; aber so, so!

Ich blieb noch einige Minuten, scherzte mit meiner Mutter, erzählte einige lustige Anekdoten, und ging dann.

Sie ist ein Weib! rief ich, als ich auf meinem Zimmer war. Und ist sie es nicht? Sag selbst! In zwei kurzen Jahren hat sie mich so gänzlich, so rein weg vergessen! Und wann, wann vergaß ich jemals sie? — Fürchte nichts, Ludwig! Sie stand so kalt, so deutungslos da; eine Bildsäule der Gleichgültigkeit hätte nicht anders aussehen können. Du meinst vielleicht, sie hätte doch ein leichtes Erschrecken zeigen müssen, als sie den Freund ihrer Jugend wiedersah; wenigstens ein leichtes Erröthen — wenn auch nur so leicht, so unmerklich, wie der Abglanz einer Rose auf einer benachbarten Lilie; oder eine leise Alteration ihrer Stimme. Vielleicht denkst du, ich habe es nicht bemerkt? O, eine Bebung, wie der leiseste Laut einer Harmonika, hätte mir nicht entgehen sollen. Aber nichts, nichts von dem allen. Sie ist ein Weib! Fürchte nichts! Es ist vorbei!

Offenbach.

Oder glaubst du vielleicht, sie habe sich in Gegenwart meiner Mutter verstellt? Dann irrst du dich; denn ich habe sie auch allein gesehen. Ihr Vater kann wegen eines Flußfiebers sein Zimmer nicht verlassen. Meine Mutter selbst bat mich, ihn zu besuchen. Ich ging, und begegnete auf der Treppe Hannchen, die eben ausgehen wollte. Sie kehrte mit mir zurück, und öffnete mir die Thür. Ich glaubte, nun würde sie gehen; aber sie folgte mir in das Zimmer, holte mir einen Stuhl, setzte sich ganz ruhig an ihres Vaters Bett, und sprach so natürlich, so unbefangen mit ihm und mit mir, daß ich meinen Verdruß kaum verbergen konnte. Als ich endlich ging, begleitete sie mich die Treppe hinunter, öffnete die Hausthür, verbeugte sich, und, indem sie die Thür noch in der Hand hielt, sprach sie mit einem Mädchen, das eben kam, so ruhig, daß ich im Herzen fluchte. Tausend gegen Eins hätte ich wetten mögen, daß sie an der Thür des Zimmers umkehren würde; aber sie ging mit mir hinein.

Kennst du die Ruhe, mit der man Theil an jedem Gespräche nimmt, und, ohne zerstreuet zu seyn, dennoch ein Geschäft verrichtet, das unvermuthet kommt? So ruhig saß sie da, hörte zu, sprach selbst, streichelte freundlich ein Hündchen, das an ihr aufsprang, rieb emsig ein Paar Flecken ab, die ihr des Hundes Pfoten gemacht hatten, horchte dann nach den Menschen, die auf der Gasse sprachen, und so weiter. Hätte man auch nur die kleinste Spur von Zerstreuung sehen können, so wollte ich mich selbst blind schelten; allein, wenn ich sprach, so sah sie mich an, gerade wie man einen ansieht, der erzählt. Warf ich einen Blick auf sie, so schlug sie nicht ihr Auge nieder, wie ehemals; sie sah mir ins Gesicht, so wie man sein Auge auf etwas wendet, das in gerader Richtung vor einem liegt. — Das ist das Mädchen, welches die seltene Ausnahme machen sollte! Das ist sie; und ich bin ihr so gleichgültig, wie mir mein Antipode!

Offenbach.

Sie wird dich vermeiden, schreibst du mir. Mit nichten. Sie vermeidet mich eben so wenig, als sie mich sucht. Du wirst jetzt ohne Zweifel meine beiden letzten Briefe haben; aus denen kannst du sehen, daß hier nichts zu befürchten ist. Sey doch ruhig, ich bitte dich. Sie ist ein Weib, wie andere. Vermeiden? O, ganz und gar nicht. Da geht sie in der Allee, und ich komme hinter ihr her. Sie blickt zurück, sobald sie meinen Gang hört, bleibt an der Seite stehen, zieht ein kleines Mädchen, das sie bei sich hat, aus dem Wege, und antwortet mit heller Stimme, wenn ich gerade etwas frage. Ich gehe vorüber, und sie geht denselben Weg, ohne umzukehren, wie sie es sonst that, als sie die Brust voll Liebe hatte, und mich vermeiden wollte. Sie merkt mich nicht: das ist der Ausdruck. Vermeiden? Lieber Gott!

Offenbach.

Sie vermeidet mich auch; ja doch, ja! Alle Orte, wohin ich gehe, um sie zu finden, besucht sie nicht; find' ich sie aber dennoch einmal, so vermeidet sie mich nicht, sondern treibt ihr Geschäft fort, als ob ich gar nicht da wäre. So traf ich sie bei dem alten Lauterbach an. Der Mann empfing mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit; du weißt ja, wie väterlich lieb er mich immer gehabt hat. Sieh! er saß neben mir, und erzählte mit der gutherzigen Geschwätzigkeit seines Alters alle die kleinen Veränderungen in seiner Haushaltung, in den Forsten und in den Feldmarken. Hannchen ging nicht etwa weg, sondern nahm sich, als ich saß, einen Stuhl, und spielte mit einem Knaben auf einer Schiefertafel das Spiel fort, bei dem ich sie antraf.

Sie lachte, wenn der Knabe sich mit seinem Zeichen in ein unrechtes Fach verirrte. Es war nicht etwa das gezwungene, kokette Lachen der Damen, womit sie locken wollen; nein, ein herzliches Lachen über die Bestürzung

des Knaben, wenn er sich gefangen sah. Sie milderte es sogleich, wenn etwa eine Pause in unserm Gespräch entstand; und das geschah ziemlich oft. Als das Spiel dann geendigt war, kam ein kleines Mädchen zu ihr, und zeigte ihre Nähterei vor. Nun wies sie das Kind mit ungetheilter Aufmerksamkeit zurecht, flisterte, um uns nicht zu stören, nähete dann selbst, und sah nur von Zeit zu Zeit einmal nach dem Kinde.

Du glaubst, sie sähe mich nie an? Da irrst du. Rede ich auf einmal laut, so läßt sie ihre Nähterei mit den Händen sinken. Sie sieht mir, sie sieht dem Alten ins Gesicht, und nähet dann so ruhig fort, als ob der fremdeste Mensch da säße.

„Wie finden Sie denn Jungfer Hannchen?" fing der alte Lauterbach auf einmal an, und lächelte, wie ein partheiischer Vater, auf sie hin. „Nicht wahr?" fuhr er mit freundlichen Augen fort: „wen Gott lieb hat, dem giebt er ein solches Gesicht und eine solche Gestalt!" Ich stand auf, und trat vor sie hin, als wollte ich die Richtigkeit dieses Urtheils untersuchen.

Hannchen reichte dem Alten die Hand, und sagte freundlich: „Sie sind sehr gütig, lieber Vater.“ — Das war wohl, fiel ich ein, nicht Güte, sondern nur Gerechtigkeit. (Sie schwieg, ohne eine Miene zu ändern.) Denn dieses helle, geistvolle Auge, fuhr ich fort, diese schöne, feine Röthe auf den Wangen, diese edle Gestalt . . . — Hier brach ich ab, weil sie mich so ruhig und, wie es mir schien, so stolz, so sonderbar ansah, daß ich nicht fortfahren konnte. „Nicht wahr?“ nahm der Alte wieder das Wort: „eine Königin kann nicht schöner seyn?“ Sie sah den Alten freundlich an, und fragte scherzend: „müssen denn alle Königinnen schön seyn? Sie haben ja noch neulich von der häßlichen Herzogin erzählt.“ Und nun machte sie sich mit dem Mädchen eine Beschäftigung, um das Gespräch auf etwas Andres zu leiten. Ich wollte es nicht abbrechen lassen, und sagte schnell: ob es die zwei Jahre Entfernung machen? Mich dünkt, ehemals war Ihr Auge sanfter, gütiger, zutraulicher. — „Nein, lieber gnädiger Herr; ich wüßte kein Auge, das gütiger seyn könnte, als das hier.

Sehen Sie einmal den gnädigen Herrn an, liebe Tochter." Sie sah auf, blickte mich an, erröthete ein wenig, und machte mir in dem Augenblick eine fast unmerkliche Verbeugung. Deutlicher, als mit dieser Verbeugung, konnte sie nicht sagen: das Gespräch mißfällt mir. Aber ich wollte sie nicht verstehen. Sie bemerken das nicht, lieber Alter; doch ich — ich bin zwei Jahre entfernt gewesen, und bemerke auch die geringste Kleinigkeit. — „So werden Sie auch bemerkt haben, Herr Graf," sagte sie ruhig, wieder mit dem stolz kalten Blicke, „daß ich nicht gern der Gegenstand eines solchen Gespräches bin." Sie setzte sich wieder; und ehe ich mich besinnen konnte, that sie rasch ein Paar Fragen, die den Alten aufs neue tief in seine Forsten brachten. Ich suchte ihn zurückzuführen; doch in eben dem Augenblicke war sie verschwunden.

Das ist mehr als Gleichgültigkeit, das ist Verachtung. Gleichgültigkeit würde mir wehe thun; die Verachtung verdrießt mich. Was will sie? Ich habe jetzt kaum den Muth, sie anzureden. Was that ich ihr, ihr, die ich

allein liebte, die ich vielleicht noch jetzt unsäglich liebe? was that ich, daß sie mich verachtet?

Offenbach.

Rache, möcht' ich gern sagen, daß ich in zwei ganzen Jahren nicht Einen Versuch machte, sie zu sehen. Auch hatte ich mich auf so etwas gefaßt gemacht, auf Spöttereien über die Veränderlichkeit der Männer, auf ein kleines Maulen. Ich dachte schon im voraus mit Vergnügen daran, zu welchen kleinen lebhaften, zärtlichen Scenen das Anlaß geben sollte. Und nun diese unerwartete Gleichgültigkeit, diese auffallende Nichtachtung! Verachtung kann ich nicht sagen; ich bin ihr nichts, gar nichts. Ist mir doch, wie einem, der von einer langen und gefährlichen Reise zurückkommt, mit ängstlicher Freude zu seiner väterlichen Hütte eilt, und, anstatt deren, auf eben der Stelle einen Schlund findet, der ihn zu verschlingen droht! Er steht ungewiß da, möchte seinen Sinnen nicht trauen, muß endlich, und verzweifelt.

Hier

Hier sitze ich, erbittert über sie, lese meine Briefe wieder, und werde noch mehr erbittert, wenn ich finde, wie sie war, und dagegen halte, wie sie ist. Doch dann, wenn ich sie sehe, ihre Stimme höre: dann hoff' ich wieder; denn, Ludwig, kann das Alte so gänzlich verschwinden? muß nicht die Empfindung irgend einen Eindruck im Herzen zurücklassen? Ich sehe das ja an mir. Wenn auch nicht Liebe, doch Neugierde, doch Eitelkeit, doch — — So räsonnire ich, und — Ich rudere so schwer, daß mir die Sehnen schmerzen, langsam auf das Ufer zu, und eine Welle treibt mich dann weiter zurück, als ich war.

Sieh! vor einigen Tagen saß ich zwischen den öden Klippen auf dem Stein, in einem Gewebe von Brombeerranken und Schlehenbüschen, das mich versteckte. Ich hörte rauschen. Sie kam ganz allein, mit einem Hündchen, und setzte sich auf den Rasen seitwärts vor mir. Durch die Ranken sah ich sie, ohne von ihr gesehen zu werden. Als sie sich setzte, hätte ich darauf schwören wollen, sie würde den Kopf auf die Brust sinken lassen, und an mich

denken. Aber nein; sie sah mit fröhlichen, glänzenden Augen in die Gegend, die so schön vor ihr da lag. Dann zog sie ein Strickzeug hervor, sang, erst summend, dann laut, ein fröhliches Liedchen, und scherzte nun mit dem Hunde. Ich verließ unbemerkt meinen Platz, und ging von hinten ihr näher. Das Hündchen verrieth mich durch sein Gebell. Sie legte die schöne Hand auf den Rasen, sah sich um, stand sogleich auf, und rief den Hund, der gegen mich los fuhr.

Ich näherte mich ihr ruhig, und fragte lächelnd: ist dies noch immer Ihr Lieblingsplatz? Sie blickte in das Thal hinunter, und dann auf mich. „Man hat hier die schönste Aussicht!“ — Und werden Sie der Aussicht nie müde? — „Nie; denn sie ändert sich alle Tage.“ — Was Ihnen gefallen soll, sagte ich scherzend, muß also veränderlich seyn. Ich bin denn wohl noch eben derselbe, der ich vor zwei Jahren war! — (Sie schwieg.) — Hannchen, wie konnte Ihr Herz mich so ganz vergessen? — „Herr Graf, Sie können mir befehlen, und ich muß bleiben.“ — Ich verstand sie nicht,

und fragte: was meinen Sie? — „Wenn Sie erlauben, so will ich gehen." — Und wenn ich es nicht erlaube, so werden Sie Lauterbachs Frau? — „Das steht in keiner Verbindung." Sie machte mir eine Verbeugung, und wollte mich verlassen. — Nein, Hannchen; Sie dürfen nicht weggehen. (Ich nahm ihre Hand, die sie mir aber nur einige Augenblicke ließ.) Sie waren meine Freundin: warum änderten Sie das schönste Verhältniß, worin mein Herz je stehen konnte? O, warum zeichnen Sie mich von allen Menschen durch auffallende Verachtung aus? — „Verachtung? Nein, Herr Graf. Schon Ihr Rang sichert Ihnen die Achtung, die ich Ihnen schuldig bin." — Verachtung oder Gleichgültigkeit: eins thut meinem Herzen so weh, wie das andere. Hannchen, ich frage Sie nur, was ich that. Die Gerechtigkeit macht es Ihnen zur Pflicht, mir diese Frage zu beantworten. — „Herr Graf, fühlen Sie die Seltsamkeit dieses Gespräches nicht? Möchten Sie mir eine solche Frage wohl in Gegenwart nur Eines Freundes thun?" — In Gegenwart der ganzen

Welt, wenn es seyn könnte. — „Ich habe Ihnen nichts vorzuschreiben, Herr Graf: denn Sie sind hier Herr; aber bitten darf ich Sie doch, mich mit Allem zu verschonen, was ich nicht hören darf." — Nicht darf? Was hindert Sie? Sie sagen selbst, ich bin hier Herr. Warum dürfen Sie nicht? was hindert Sie? — „Mein Bewußtseyn, daß ich zum mindesten gewöhnliche Achtung verdiene." — Und gab ich Ihnen nicht die höchste, die ein Herz voll ehrerbietiger Liebe geben kann? — „Ich bin nicht Richter über Ihre Gedanken, Herr Graf; aber wohl über die meinigen. Erlauben Sie, daß ich gehe." — Erst antworten Sie, warum Sie mich . . . O, Hannchen! ist es möglich? Kann Ihr Herz, das jedem Menschen so viele schonende Güte zeigt, doch gegen mich so ungerecht seyn? Verdient meine treue Liebe, meine innige Anhänglichkeit, nicht wenigstens Mitleiden, wenn auch nicht Dankbarkeit, wenn auch nicht Liebe? Soll diese Liebe, die uns Beide glücklich machen könnte, das Elend meines Lebens werden? — „Wahrhaftig, Herr Graf," erwiederte sie, zwei-

deutig lächelnd, und sah mich die ganze Zeit über ruhig an: „wahrhaftig, jetzt muß ich aus Achtung für Sie selbst gehen." — Und Sie antworten mir nichts? — „Nichts." — Ist das nicht Verachtung? — „Nein; wir denken verschieden. Ich antworte niemals auf einen Scherz, der dem Ernste ähnlich seyn soll, weil ich das — verzeihen Sie mir, Herr Graf; Sie zwingen mich — weil ich das Falschheit zu nennen gewöhnt bin." — Wie aber, wenn ich Ihnen beweise, daß es der wahrste Ernst ist? — „Ich würde meine Achtung für mich selbst verlieren, wenn ich das unter irgend einer Bedingung glauben könnte." — Hannchen! sagte ich empfindlich. — „Herr Graf, Sie haben mich dazu gezwungen. Ich bitte um Verzeihung. Lassen Sie das die letzte Unterredung dieser Art seyn; denn, Herr Graf, am Ende thut es doch jedem Herzen weh, wenn es verspottet wird, ohne sich wehren zu dürfen. Verzeihen Sie mir!" Sie wollte wieder gehen; ich hielt sie aber.

O, was fordern Sie, Hannchen! . . . Edles Mädchen, so fühle doch endlich die Allmacht

deiner Schönheit, und stoß das Herz nicht zurück, das sie mehr als jedes andre empfindet! — „Herr Graf," sagte sie ein wenig spottend; „Sie müssen mich für sehr eitel halten. Ich bitte Sie, als um eine Gnade, von mir zu glauben, daß ich Ihnen jetzt meine innersten Gedanken gesagt habe." Sie verbeugte sich, und ging nun rasch die Berge hinunter. Ich sah ihr nach, bis sie sich in das Gebüsch verlor, ohne mich von der Stelle zu rühren.

Mein Herz ist nun so bitter, so menschenfeindlich! Ich habe mir vorgenommen, sie nie wieder anzureden; aber wenn sie ausgeht, so brenn' ich vor Verlangen, ihr nachzufolgen, und sie zu fragen: o, was that ich dir? — Ludwig, ich erschrecke oft vor mir selbst. Kehrt nicht wieder Liebe in dieses Herz zurück, so ist es um alle meine Tugenden geschehen. Ich freue mich jetzt, wenn ich einen Unglücklichen sehe, weil ich doch nicht allein unglücklich bin. O, wie fühle ich jetzt die Wahrheit der Worte: „Liebe ist das Band der Vollkommenheiten!"

Offenbach.

Und sie, sie allein hätte ein Herz ohne Eitelkeit? Seh' ich denn nicht an der triumphirenden Miene, mit der sie mich seitdem betrachtet, daß sie sich freuet, mich demüthigen zu können? Glaubt sie, hofft sie nicht, ich werde mich vor ihr niederwerfen, und wie ein Sklav anbeten? Das wollen sie alle; um den Preis sind sie alle zu erkaufen! Und muß ich sie mir um diesen Preis, diesen schimpflichen Preis erwerben, so — Ludwig, ja, ich fühle, daß mir für sie kein Preis zu hoch ist. Ich fühle, daß ich sie liebe; und soll ich unglücklich bleiben, wenn ich die Mittel habe, mich glücklich zu machen? Ich möchte sie gern mit Vergessenheit strafen; aber ich bin nicht boshaft genug, sie leiden zu lassen, weil ich leide: denn ich sehe es ihr an, wie gewiß sie auf meine Thränen rechnet. Auf meine Thränen nur? Auch auf die schimpflichsten Thorheiten. Das merke ich an den ruhigen, stillen Blicken, mit denen sie mich ärgern will; an dem halben Lächeln, womit sie meine Bemühungen, sie unter vier Au-

gen zu sprechen, vereitelt; an dem Spotte, mit dem sie die Kälte in meinem Betragen verachtet. Ich bin zwei Jahre von ihr getrennt, lasse nichts von mir hören, mache keinen Versuch sie zu sehen. Sie kann mich vergessen haben, wie du sagst. Nun ja! Aber eben dieses Vergessen selbst beweiset, denke ich, daß die Weiber keiner Liebe fähig sind. Ich kehre endlich zurück. Jetzt soll mich ihre ausgezeichnetste Kälte für das lange Vergessen bestrafen; und sie selbst hat mich doch vergessen. Sieh! so eitel ist ihr Herz! Denn läugne, wenn du kannst, die Wahrheit meiner Darstellung.

Aber meint sie denn, daß ich nicht eben so vielen Stolz habe, als sie Eitelkeit? Sie hat ihre Rechnung gemacht, ich die meinige; und ich bin gerechter als sie: denn ich machte die meinige erst nach der ihrigen. Ein Gewirre von Gedanken, von Entwürfen, schwärmt in meinem Kopfe. Du spottest über meine Plane, und glaubst, sie werden an der Tugend dieses Mädchens scheitern. — Tugend dieses Mädchens? Eitelkeit, Eitelkeit! Doch ich liebe sie eben so sehr, und bin eben so stolz, als sie eitel

ist. Nur ein Kampf gleicher Kräfte. Ist sie tugendhaft, so sey sie es, so — Bin ich nicht, wie ein Kind, das im Dunkeln jedes Geräusch für den Gang eines Gespenstes hält?

Offenbach.

Sey ruhig, guter Freund! Was du an mir von einem Lovelace zu sehen glaubst, ist so gut ein Gespenst, als was du von ihrer Tugend siehst. Meinst du, ich sey boshaft genug, die Unschuld zu verderben? Wie oft strecke ich meine Hände gen Himmel, und bete mit heißem Herzen, daß deine Versicherung wahr seyn, und daß ich ein Herz voll Liebe finden möchte! Ach! und wenn es unter dem Mieder einer Bäuerin schlüge; dennoch wollte ich es an diese Brust drücken: nicht es zu vergiften; nein, den Himmel, meine Seligkeit darin zu finden. Aber soll ich blindlings glauben, weil du es gebietest? soll ich Wunder für möglich halten, so lange mir noch ein Weg offen steht, die Sache natürlich zu erklären? — Und wenn auch dieser Weg zur Verzweiflung führte? — Sey

ruhig, Ludwig! Wenn ich nur das kleinste Flämmchen von Tugend erblicke — ich will ihm so geduldig, so emsig nachgehen, wie der Verirrte in einem Walde voll Mörder dem Lichte einer gastfreien Hütte, wie der Kranke der letzten Hoffnung. O, daß du nur einen Augenblick glauben konntest, mein Herz sey zum Verderben geschaffen!

Offenbach.

Aus meinem langen Stillschweigen scheinst du zu schließen, daß ich mit etwas Bösem umgehen müsse. Nein, Ludwig; was ich auch vorhaben mag — dir werde ich es doch nicht verbergen. Aber was soll ich dir schreiben? Ich bin mit ihr noch auf derselben Stelle. Sie ist kalt, gleichgültig, ruhig, und, wenn ich sie antreffe, ohne die mindeste Verlegenheit, doch eben dadurch für mich nur um so anziehender. Wenn das nicht weibliche Eigenliebe ist — was sonst? Noch neulich sprach ich sie auf ihrem Zimmer. Ich suchte ihren Vater, und fand ihn nicht. Hier darf sie doch nicht

davon, dachte ich, und fing an mit ihr über Musik, über Stadt- und Landleben zu sprechen. Ich scherzte sogar, um sie nicht auf den Verdacht kommen zu lassen, daß ich an ihr Herz wollte. Da sah ich denn, was ich noch nicht wußte. Ihr Geist ist so rein, so gebildet, daß ich erstaunte; denn nie hatte ich vorher über etwas Anderes, als über unsre Liebe, mit ihr gesprochen. Sie sagte nur wenig, aber das Wenige mit einer Bescheidenheit und einer so reinen Einfalt, daß man sogleich ihren Lehrer, Richter, daran erkennen mußte. Ich glaubte, mein langes Dableiben würde sie endlich verlegen machen; aber ganz und gar nicht. Sie strickte, am Fenster sitzend, und sprach mit großer Apathie. Natürlicher Weise äußerte ich meine Verwunderung über die neue Vollkommenheit, die ich an ihr bemerkte. Ich suchte meinem Lobe die feinsten Wendungen zu geben; doch ich gewann dadurch nicht das Geringste. Es war, als ob sie fühlte, daß ihr mein Lob gebühre, oder als ob ihre Bescheidenheit noch größer wäre, als ihre Eigenliebe.

Jetzt trat ich näher zu ihr, und nahm alle

meine Besonnenheit zusammen, um nicht wieder in den heftigen Ton der Vorwürfe zu gerathen. Hannchen, fing ich an, ich bewundere Ihren Geist; aber an Ihrem Herzen werde ich irre. Vielleicht haben Sie Gründe, ein vertrauliches Verhältniß mit mir zu vermeiden, doch gewiß keine, mir das, was ich für Sie empfinde, durch diese theilnahmlose Kälte noch schmerzlicher zu machen. Sie können mir nicht wehren, Sie zu bewundern und zu lieben, eben so wenig als ich Ihnen wehren kann, Ihre Empfindungen zu haben. Jedem Menschen vergelten Sie das kleinste Wohlwollen durch Güte, durch herzliche Theilnahme; selbst für eingebildete Leiden haben Sie immer bedauernde Thränen. Wenn Sie nun allein bei mir geflissentlich eine unnatürliche Ausnahme machen — muß ich nicht auf den Gedanken kommen, daß Sie eben darum, weil meine Empfindung ganz Ihnen zugewendet ist, gegen mich kalt seyn wollen? Selbst wenn ich nur ein ruhiger Zuschauer wäre, würde es mir wehe thun, daß ein so schönes Herz zwei Seiten haben kann.

Sie hörte mich ruhig aus, hielt dabei das Strickzeug in der einen Hand, und legte die andere in den Schooß. Dann sagte sie lächelnd: „Gnädiger Herr, Sie wollen mich überreden, daß Sie mich lieben; aber doch auch nur überreden. Sie werfen mir Kälte vor, und es ist wahr, ich bin kalt; aber auch Sie sind es, ob Sie gleich warm scheinen wollen. Ich bin zu einfach für Ihre Ueberredung erzogen. Daß Sie mir sagen, Sie lieben mich, könnte höchstens meine Eitelkeit in Bewegung setzen; aber ich bin vielleicht zu eitel, als daß ich mich damit begnügen sollte, die Wünsche eines Mannes, der lange Weile hat, erregt zu haben. Ich hoffe, Herr Graf," — setzte sie, mit einem festen Blicke auf mich, hinzu — „ich hoffe, Sie selbst werden noch stolz genug seyn, der Unschuld zu schonen, und mich nicht durch Aufdringlichkeiten in die Lage zu setzen, daß ich mich über Sie erheben kann!"

Sie erlangte ihren Zweck, wenn sie ihn wirklich hatte. Das Wort Aufdringlichkeit erregte meinen Stolz. Hannchen, sagte ich bitter, Sie sollten bedenken, daß Ihnen

mein Herz den Vortheil über mich gab, den Sie jetzt so geltend machen. Sie wollen mich in meinen eigenen Augen erniedrigen. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen gestehe, daß es Ihnen gelungen ist?

„Nein," sagte sie etwas heftig; „Sie mißdeuten mich, Herr Graf. Ich will Sie nicht erniedrigen; ich wollte Sie nur fühlen lassen, daß Sie selbst die Rolle, die Sie spielen, nicht rühmlich finden. Ich bin Ihrem Range Ehrerbietung schuldig; aber . . ." —

Nein, Sie achten selbst nicht einmal meinen Rang; Sie freuen sich, daß Sie ihn demüthigen können, den Rang, den ich nie geltend machte. Ich habe nie von Jemand Achtung für meine Geburt gefordert; doch für mein Herz forderte ich sie von Ihnen, wenn auch von keinem andern Menschen. Aber Sie achten Beides nicht. Sie würden das nicht gesagt haben, was Sie sagten, selbst wenn Sie nur den elenden Rang fürchteten, auf den sie sich immer berufen.

„Herr Graf, Sie mißdeuten mich immer. Ich habe Achtung für Ihren Rang; doch ich

fürchte ihn nicht. Sie halten mich für eitel. Ich bitte Sie um sonst nichts, als mir die Ruhe zu gönnen, deren ich hier genießen kann, und ich verspreche Ihnen, niemals so eitel zu seyn, Ihre Aeußerungen gegen mich für etwas Anderes, als für den Scherz der langen Weile, zu halten. Bestrafen Sie meine Eitelkeit, Herr Graf, und lassen Sie mich ruhig in dem engen Kreise, worin ich lebe, meines Glükkes genießen."

Hannchen! und das wäre alles, was Sie mir zu sagen hätten? Das wäre der ganze Segen, auf den ich hoffte? Das wäre Ihr Lebewohl?

„Ja, Herr Graf; ich bitte Sie noch einmal darum."

Als ich vor zwei Jahren von Ihnen wegging, da sagten Sie: ich sollte mich mit Ihren Thränen trösten; und jetzt, Hannchen! jetzt!

„Das war nicht großmüthig, Herr Graf! Sie werfen mir eine Unbesonnenheit vor."

Und sind Sie großmüthig, daß Sie jetzt die Thränen bereuen, deren Andenken noch im-

ner, selbst in dieser Stunde, die Hoffnung meines Lebens ist?

„Herr Graf, muß ich Sie wirklich noch einmal bitten zu glauben, daß ich fähig bin, eine Unbesonnenheit zu bereuen, und nicht eitel auf etwas zu seyn, das nur meine Ruhe stören könnte? Ich muß bei Ihnen bleiben, Herr Graf, weil Sie bei **mir** sind; indeß hoffe ich, Sie werden den Vortheil nicht mißbrauchen, den Ihnen die guten Sitten geben.“

Das heißt doch wohl, ich soll gehen?

„Nein, Herr Graf; es heißt etwas Andres. Ich wollte Sie nur bitten, mich nicht zu dem Wunsche zu nöthigen, daß Sie mich nicht antreffen möchten, wenn Sie einmal wiederkämen. Legen Sie nicht mehr Sinn in meine Worte, als ich selbst. Sie setzen mich in Verlegenheit; und in Verlegenheit . . .“

Die will ich Ihnen ersparen, fiel ich ein. Und wenn ein Unglücklicher Sie getröstet verläßt, so falle Ihnen nie ein, daß einst einer von Ihnen weg ging, dem Sie Gerechtigkeit, dem Sie Mitleiden versagten. — Ich bückte mich, und verließ das Zimmer und das Haus sehr schnell.

Fühlst

Fühlst du nicht an dem Künstlichen in Allem, was sie sagte, und das ich dir so gut es mir möglich war, zu erhalten gesucht habe — fühlst du da nicht etwas, das nicht aus ihrem Herzen kam? Und kann ich nun dem glauben, was sie mir sagte? Wie soll ich es denn verstehen? Ist meine Mutter im Spiele, oder macht Hannchen eine Theaterrolle? Und wenn das letztere — warum? weshalb? Beleidigt habe ich sie nie. Wozu diese Feindseligkeit? und wozu die künstlichen Worte, von denen keins aus ihrem Herzen kommt? Und doch wieder dieses freie Lächeln, dieser entscheidende Ton! Säh' ich nur die mindeste Spur, nur die Ahnung einer Thräne in ihrem hellen Auge; hört' ich nur eine wehmüthige Bebung ihrer Stimme: dann wüßt' ich, was ich zu thun hätte; dann steuerte ich nicht ohne Ruder auf dem Meere, und suchte nicht vergebens das rettende Ufer.

Offenbach.

Jetzt habe ich mich darauf eingeschränkt, alle ihre Handlungen, auch die kleinsten, zu belauschen. Ich spüre ihr nach, wie das erweckte Gewissen eines büßenden Sünders sich selbst, und ich finde keinen Flecken an diesem reinen Herzen, das nur für mich den Tropfen Gift zu haben scheint, den es haben mußte, wenn es einem Menschen, und nicht einem Engel, gehören sollte. Sieh, da geh' ich heimlich von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte; und überall wird ihr Name mit Thränen des gemilderten, durch sie gemilderten Elendes, oder mit dem fröhlichen Blicke der vollendeten Rettung genannt. Jede Hütte ist ein Tempel, und sie das Idol darin. O, ich könnte dir jetzt ein Register von ihren Tugenden geben, das ihr die Verehrung einer Heiligen verschaffen würde, wenn die eine Hütte wüßte, welche Wohlthaten sie der andern benachbarten erwiesen hat. Jeder hält sich für den allein Geliebten, und jeder ist es.

Wenn ich bei einem Greise gewesen bin,

oder bei einer Frau, deren Alter sie erquickte, deren Kindern sie Mutter wurde; oder bei einem Ehepaare, dem sie das Glück der häuslichen Zufriedenheit wiedergab; wenn ich durch tausend Fragen die Art und Weise herausgebracht habe, wie sie half, und dann voll Bewunderung über den Geist, der dieses Herz leitete, und über das Herz, das dieses Geistes so werth ist, wieder gehe: dann eil' ich mit klopfender Brust, mit dem vollsten Vertrauen auf das Haus zu, worin sie wohnt; und dann fällt mir ein, daß ich der verstoßne Zudringliche bin. Ich schleiche wie ein Verbrecher nach Hause, bemühe mich Flecken an ihrer Reinheit zu finden, heiße ihre Wohlthaten eine heuchlerische Eitelkeit, ihre Güte Stolz; und während ich da sitze und grüble, wie ich sie erniedrigen will, geht sie, und thut noch ferner wohl. Dann zeichne ich die neue Wohlthat in mein Herz, als ob mich der Himmel bestimmt hätte, der Kontrolleur einer fremden Tugend zu seyn; und diese Tugend erfüllet mein Herz mit noch heißerer Liebe. O, ich möchte wahnsinnig werden!!

Offenbach.

Es wird nicht anders, als es ist. Muß ich nicht jede Gattung unter Einen Charakterzug fassen können? Und welches soll der Charakterzug der Weiber seyn, wenn es nicht die Eitelkeit ist? Verstellung? Nun, beim Himmel! so wäre sie Meisterin in dieser Kunst. Verstellung, Eitelkeit, und eine natürliche Kälte des Temperaments: sieh da! das sind die Stücke, aus denen mein Unglück zusammengesetzt ist. Die Unschuld weiß nichts von Wollust, sagt man; und, wie ich mich meines vergangenen Lebens erinnere, hat man Recht. Ein Lächeln von ihr hätte, als ich ehedem hier war, alle meine Begierden befriedigt. So ist es mit ihr. Sie ist nicht wollüstig, das geb' ich dir zu; aber darum auch desto eitler, darum auf diese Weise eitel. Es ist ein größerer Triumph, sich anbeten zu lassen, als Liebe durch Liebe zu belohnen. Sieh! so künstelt sie um ihre Brust eine Rinde von Eis und Gleichgültigkeit, die ihr selbst betrogenes Herz Tugend nennen mag. Sind doch unsere meisten

Tugenden nichts, als geschmückte Schwächen der Menschheit.

Oder kannst du es anders erklären? Müßte nicht Liebe Gegenliebe erregen, oder Freundschaft, oder doch Dankbarkeit? Sag, was du willst: das muß seyn; und wenn bloßes thierisches Gefühl der Wirkungskreis wäre, worin der Mensch sich bewegte, es müßte dennoch seyn. Liebe muß Liebe erregen, wie Ursache die Wirkung. Und meine Liebe? was erregt die? Verachtung!

Offenbach.

Du lachst über meine Erklärung ihrer Kälte? du sagst, meine eigene Eitelkeit habe dem Himmel gedankt, diese Erklärung durch ein Paar elende verworfene Weiber aus der großen Welt beschönigen zu können? So gieb mir, ich bitte dich, eine andre! so laß mich helleres Licht sehen, oder lösche die Lampe nicht aus, die mich in diesen Abgründen leitet! — Bei Gott! ich liebe das Mädchen, wie noch keins geliebt wurde. Und wäre ihre Kälte gegen mich

wahr; wäre ihre Gleichgültigkeit nicht erheuchelt; wäre ich davon überzeugt: so würde, so müßte die Verzweiflung mich vernichten; denn sie ist die Luft, worin meine Seele lebt.

O Ludwig! da lieg' ich, wie ein lichtscheuer Bösewicht hinter den Gardinen im Fenster, und lausche durch die kleine Oeffnung auf ihr Gehen, auf ihr Kommen; und immer hat sie die holde, lächelnde Zufriedenheit der gelungenen Tugend auf ihrem Gesichte. Ich hoffe vergebens, daß meine Seufzer durch die Mauern bis in ihr Herz dringen und die Zufriedenheit von ihrem Gesichte verjagen sollen, weil es Seufzer eines Verdammten sind, dessen Hölle sie schuf. Sie geht und kommt, heute wie gestern. Ach, und die holde Gestalt! Immer holt meine Phantasie von diesem Engelgesichte die Hoffnung, deren mein Herz gerade bedarf, um nicht in Verzweiflung zu versinken.

Ludwig! waren meine Tugenden nicht mein? oder sind die Tugenden vergängliche Kinder des Glückes, die mit dem Glück uns verlassen? Ach, ich fühle, wenn ich alle Hoffnung verlöre, ich könnte kein besseres Schau-

spiel haben, als eine Welt voll Glückes, die mit mir verginge. O, darum laß mir die Hoffnung! Ohnehin dämmert sie nur, wie ein Punkt des Lichtes, den das betrogene Auge nach langem Starren in das Dunkel sich selbst schafft, und den die Seele noch bezweifelt.

Offenbach.

Gewonnen, Ludwig! mein Spiel ist gewonnen! Ich schlage vor Freude in die Hände, und rufe zugleich mit Schrecken: dies Herz konnte sich so verstellen! Und ist es dahin gekommen, daß mir der mindere Grad ihrer Tugend lieber seyn muß, als — O nein, Ludwig, nein! ich will über mein Glück nicht grübeln, ich will dessen genießen; ich will den Duft der Rose nicht sehen, ich will ihn trinken; will, wie ein Kind, mit offnen lachenden Augen, mit klopfender Brust, meine Arme nach dem schönen Regenbogen ausstrecken, ihm nachgehen von Hügel zu Hügel, und mich überreden, daß ich ihn gefunden habe, ohne zu fragen, was er ist. —

Ludwig, ihre Kälte war Verstellung, ihre Gleichgültigkeit erkünstelt, ihre Verachtung ein Nebel, der mir die Strahlen der Sonne nur verbarg, nicht auslöschte. — Doch die Trümmer ihrer Tugend sind noch groß genug, ein Paradies daraus zu bauen, worin ich meine schönen Jugendträume von einer ganz unbefleckten Güte und Unschuld vergessen kann. Nein, es giebt nun auf der weiten Welt kein Herz mehr, das rein, das unschuldig, das ohne Flecken ist; denn Hannchen fand ihre Eitelkeit durch meine Thränen befriedigt. Buhlerei ist Gesetz der Natur; denn Hannchen war eine Buhlerin.

Und wem hab' ich ihr belebendes Lächeln der Liebe zu danken? Nicht meinen Thränen, nicht meinen Seufzern, nicht dem stummen Gram, der jeden Zeugen floh. Die Eitelkeit verschloß ihr Herz; die Eitelkeit öffnete es wieder. Seit dem vorigen Monate hatte ich sie nicht anders gesehen, als durch die Gardinen meiner Fenster; und sah ich sie, so zog sich das Leben meiner Liebe ganz in das Innere meines Herzens zusammen. Kalt und finster

hingen meine Blicke an ihr; nichts verrieth ihr die Gewalt meiner Leidenschaft, so wie bei einer Ohnmacht weder Bewegung, noch Wärme und Farbe das innere, in Einen Punkt zusammen gezogene, Leben verräth. So sah sie mich immer; und nun mochte ihre Eitelkeit befürchten, mich gänzlich verloren zu haben.

Auf einmal — da war keine Nůance, kein allmähliches Steigen ihrer Empfindung, kein Beschönigen, kein Maskiren der Aenderung; sondern auf einmal, in Einem Momente, war alles anders. Meine Mutter läßt sie rufen, um zu spielen. Als sie da ist, trete ich, mit einer Reitgerte in der Hand, mit finsterem Gesichte, in das Zimmer, und spreche mit ihr, mit meiner Mutter über unbedeutende Gegenstände. Da war kein Blick, der meiner Empfindung antwortete; ihr ruhiges, kaltes, nichts sagendes Gesicht jagte mich, wie der Fluch Gottes den Brudermörder.

Ich sprengte wild vom Hofe, und spornte meinen Engländer zwischen den Klippen des Steins, daß er schäumte. So kam ich nach einer Stunde wieder zurück, und eilte die Trep-

pe hinauf. Meine Mutter begegnete mir, weil sie nach etwas zu sehen hatte. Ganz mechanisch trat ich in ihr Zimmer, und fand Hannchen noch darin. Sie kam mir entgegen, lächelte, reichte mir die Hand, führte mich an das Klavier, sah mich mit einer Thräne in dem Auge an, und sang die schöne Arie:

Versöhnung, Freund, von deinem edlen Herzen
Erquickt mein Herz, das reuevoll dir schlägt ꝛc.

Dann stand sie auf, und sagte mit leiser, matter Stimme: „verzeihen Sie mir, Herr Graf. Ich war betrogen, aber nicht falsch. Diese Stunde ist Ihre Rache; denn, glauben Sie mir, die Thränen, die ich vergieße, sind bitter. — Wollen Sie mir verzeihen?"

O Ludwig, wie flog mein Herz in dem Gefühle der froheſten Seligkeit! wie drang die so lange verhaltene Flamme der Liebe wieder in mein Auge! Ich nahm ihre Hand, und drückte sie an meine Lippen. Sie sah mich an, und ihre Empfindung veränderte sich in diesem Augenblick; denn ihr Gesicht wurde plötzlich ganz anders: verlegen, möcht' ich sagen, wenn

sie hätte über den Anblick meiner Liebe verlegen werden können. „Verzeihen Sie mir?“ fragte sie, mit einer noch immer seelenvollen Stimme.

Um diesen Blick, Hannchen, erwiederte ich, würde ich Ihnen die Qualen der Hölle vergeben.

„Wenn Sie mir verzeihen, Herr Graf, so gedenken Sie dieser Stunde mit keinem Worte wieder. Ich bitte Sie darum.“ — Sie machte mir eine Verbeugung, und in diesem Augenblick öffnete meine Mutter die Thür.

Hannchen blieb noch eine Stunde. Eine holde Freundlichkeit strahlte mir aus ihren Augen entgegen, wenn ich sie anredete; ihre Stimme, ihre Blicke, ihre Bewegungen — alles war geändert. O, wie viele Thüren hat die Seele, um die Empfindungen des Hasses oder der Liebe auszulassen! So oft sie sich zu mir wendete, hätte ich an der bloßen Bewegung des Körpers gegen mich hin, erkennen wollen, daß in ihrer Brust kein Haß gegen mich ist.

Ich ging auf mein Zimmer; und nun den-

ke dir die Empfindungen, die in immer frischen Strömen, endlich in dem Taumel des bewußtlosen Entzückens, meine Seele durchflogen! Als der Taumel nachließ, hinkte freilich die mißtrauische Bedenklichkeit nach, und knickte die scharfe Spitze der Freude. Was bewirkte die Veränderung? fragte meine gekränkte Eigenliebe. Wohl tausendmal gelobte ich mir, nicht weiter nach der Ursache zu forschen; und dennoch kehre ich immer wieder zu der Frage zurück. Aber, bin ich denn nicht längst mit mir darüber eins, daß wir Alle, Alle, die Bürde der Menschheit zu tragen haben? Und wer die Schwächen der Menschheit mit einer so reinen, unbefangenen Seele trägt, wie Hannchen, ach! was verziehe man dem nicht!

Noch habe ich sie nicht wieder gesehen. O, wie verlangt mich nach dem Augenblicke, und wie zittre ich vor ihm! So zittert der Glückliche, der aus dem Sturme des Meeres an das Land entkam, daß eine neue Welle ihn zurückreißen möchte. — Leb wohl!

Offenbach.

Ganz leise will ich es dir zuflistern: die ehrerbietige Achtung, die sonst meine Seele vor ihr niederbeugte, ist verschwunden. Ich habe sie einen Augenblick wiedergesehen, freilich nur in Gesellschaft ihres Vaters. Als ich sie erblickte, fühlte ich die ganze Stärke meiner Liebe an dem stürmischen Aufleben aller meiner Empfindungen; aber die Achtung, die fromme Scheu, die stille Verehrung für sie, die mitten in meinem Elende stieg, habe ich nicht mehr. Ich war dreist, ich lächelte ihr zu, ich sprach mit ihren Augen. Ob sie antwortete? Ich möchte das bejahen; und doch wag' ich es noch nicht. O, wie sehr hat jener Philosoph Recht: „Die zärtlichste, hingebendste Liebe eines Mädchens schützt es selbst in den Armen des Geliebten; aber der kleinste Zug von Buhlerei weckt die Begierden des Jünglings, und macht ihn dreist, alles zu wagen. Buhlerei tödtet die Achtung, welche durch die Liebe erweckt und geheiligt wird!"

Versteh mich nicht unrecht. Ich verachte

sie nicht; aber der Cherub der Unschuld mit dem flammenden Schwerte, der jedem unbescheidenen Blicke drohete, ist nicht mehr in ihren Augen. Sie liebte mich, und stieß mich von sich. Ich schwieg, und sie weckte die Liebe wieder. Die reinste Buhlerei eines schönen Herzens; aber doch immer Buhlerei.

Als sie ging, sah sie noch einmal zurück, und lächelte hinter dem Rücken des Vaters mir zu. Sieh, die Gestalt des Engels ist verschwunden, das zärtliche, liebende Weib steht da; und ich sage nun mit Entzücken: sie ist Fleisch von meinem Fleische.

Offenbach.

Da steh' ich mit ihr wieder beinahe auf demselben Punkte. Hab' ich mich geirrt, oder ist ihre Verstellungskunst größer, als ich dachte? Ich triumphirte schon; denn sie war mit mir in einem heimlichen Einverständnisse. Kälter, unfreundlicher ist sie nicht geworden; aber sie fängt schon wieder an, sich in einen Zauberkreis von freundlicher, theilnehmender Abson-

derung einzuschließen, den ich nicht zu überschreiten wage. Ich fühle mich von ihrem Geiste unterjocht, wenn mir auch die Achtung für sie fehlt. Noch nicht Einmal habe ich Gelegenheit finden können, von meiner Liebe mit ihr zu reden. Jedes Alleinseyn mit mir vermeidet sie; und bin ich mit ihr allein, dann ist ihre Miene so ängstlich, so zweideutig, daß ich es nicht wage, die Lippen zu öffnen. Wie soll ich das verstehen?

Ihr Wohlwollen hab' ich, doch nicht ihr Vertrauen. Ich studiere den seltenen Charakter dieses liebenswürdigen Mädchens, thue jeden Schritt mit der äußersten Vorsicht, zähme meine Begierde, halte meine Blicke zurück, und wäge meine Worte ab; denn ich fürchte, das zu verlieren, was ich habe: ihre Freundlichkeit.

Ein warmes Wort, ein flammender Blick, ein verlangender Wink macht sie auf ganze Tage scheu und unsichtbar. Ich muß in ihrer Gegenwart eine Kälte, eine Ruhe heucheln, die sich mit meinem Inneren so wenig verträgt, daß ich mich nach einer Stunde, die ich mit

ihr zugebracht habe, gänzlich ermattet fühle. Schon einige Male habe ich leise hingehorcht, den Grund ihrer ehemaligen Verachtung und der schnellen Aenderung zu erfahren; aber vergebens: sie ist so stumm wie das Grab. Was soll ich denken? was soll ich thun?

Offenbach.

Was konnt' ich dir schreiben, Ludwig! Nichts, gar nichts. Ich schwieg, nicht weil ich dich weniger liebe; nein, weil ich dir nichts zu schreiben wußte — obgleich, wenn ich nachsinne, alles, alles sich verändert hat.

O, mein Freund! Hannchen ist das edelste Mädchen; und wehe mir, wenn sie es nicht wäre! wehe mir, wenn alles das, was ich für sie that, für sie dachte, arbeitete, änderte, nur für das leidige Puppenspiel der Eitelkeit geschehen seyn sollte!

Ludwig, mein Kopf und mein Herz hatten sich in der Residenz mehr verschlimmert, als wir Beide glaubten. Meine Siege über das weibliche Geschlecht waren mir zu leicht geworden

worden; die Schmeicheleien der Weiber hatten meine Eitelkeit so in die Höhe geschroben, und meine Begriffe vom Werthe und von der Tugend der Weiber so herabgestimmt, daß ich, wie ich dir auch schrieb, sie alle verachtete. Es ist wahr, ich wünschte ein Mädchen zu finden, das ich achten könnte; aber mein Kopf verspottete den Wunsch des besseren Herzens. Selbst Hannchen war in meiner Vorstellung keine Ausnahme von der Regel; mein Kopf machte oft meinem Herzen die heiße Liebe streitig, die ich für sie fühlte. Ich begriff selbst nicht, wie ich ein Mädchen so heiß lieben konnte, und überredete mich in kälteren Augenblikken sogar: die Heftigkeit meiner Leidenschaft sey nichts als das Gefühl der angestrengteren Mühe, welche die Eroberung eines so seltenen, so lange widerstehenden Herzens mir koste.

So kämpfte mein Herz mit meinem Kopfe: jenes wünschte, Hannchen tugendhaft zu finden; und dieser hoffte es doch nicht. Ich griff Hannchen von allen Seiten an. Die meisten Versuche blieben unbemerkt; einige aber schienen sie aufmerksam, und dann sogar kälter

zu machen. Ich hätte ihr gern zuletzt alles Gefühl abgesprochen, wenn nicht ihre unverstellten Thränen bei der Erzählung eines Unglücks, und ihre rührende Theilnahme an den Leiden der Menschen, ein Herz voll tiefen Gefühls bezeugt hätten.

Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einer verstellten Kälte, und so gewann ich ihr Vertrauen; um es dann nicht wieder zu verlieren, mußte ich den Kalten fortspielen. Ich sah zuweilen in unbewachten Momenten aus ihren Augen kleine Funken der Liebe hervorsprühen. Einmal, hoffte ich, muß sie doch die Schwäche ihres Herzens bloß geben; und unser Umgang wurde von Tage zu Tage vertraulicher.

O Ludwig, welche Stunden hatte ich da! Ich war bei Hannchen; saß an ihrer Seite, wenn sie arbeitete; ging mit ihr, wenn sie ging; half ihr die Leinwand besprengen, Blumen pflanzen, und Kräuter begießen; kurz, ich theilte alle kleinen Geschäfte der Haushaltung mit ihr. Da ging ich, wenn wir Abends von einem Spaziergange zurückkamen, neben ihr her, und scherzte ihr den Sonnenhut, den sie

dann abnahm, aus den Händen; ich trug ihn, und war so glücklich durch das kleine Geschäft, wie kein Minister durch den Auftrag seines Monarchen, einen Krieg zu endigen. Ludwig, welche Reitze hat die Natur in alles gelegt, sobald ein Herz voll Liebe mit im Spiel ist! Ich hatte in der Residenz die Häuslichkeit verachten lernen, und Hannchen machte sie mir wieder zu dem Heiligsten auf der Erde.

In diesem vertraulichen Verhältnisse mit dem holden Mädchen ward ich wieder der vorige: einfacher in meiner Kleidung, was auch meine Mutter darüber sagte; umgänglicher mit den Menschen auf meinem Gute, weil Hannchen jeden anredete, der uns begegnete. So entspann sich nach und nach eine Vertraulichlichkeit zwischen mir und meinen Unterthanen, die mir zuletzt die Liebe aller erwarb; so lernte ich die Familien in meinen Dörfern und ihre inneren Verhältnisse kennen; so wurden meine Bauern glücklich, und, was mir noch wunderbarer scheint, ich ward es mit ihnen. Hannchen war die Schutzgöttin jedes Unglücklichen; ich wurde wohlthätig, um ihrentwil-

len, dann aus Gewohnheit, dann, weil es mich selbst zufrieden machte.

So hab' ich die Monate her gelebt, die ich dir nicht schrieb. Oft war ich so selig, daß ich vergaß, wie viel ich noch erhalten müßte, ehe ich mich ganz glücklich nennen könnte. O, was hat dieses Mädchen aus mir gemacht! Vorher wollte ich ihr bescheiden scheinen; jetzt bin ich es. Ich stellte mich tugendhaft; jetzt fange ich an, es zu werden. Sogar meine Begierde wird jetzt schwächer. Mit einem Gefühle des Entzückens seh' ich ihr Vertrauen und ihre Neigung zu mir wachsen. Den kleinsten Beweis dieser Neigung rechne ich mir höher an, als den vollkommensten Triumph, den ehemals meine Eitelkeit erhielt. Ein Händedruck, den sie mir unwillkührlich giebt, setzt mich in einen Taumel, den ich nie gefühlt habe; ein Blick von ihr hebt mich empor, und meine Verachtung des weiblichen Geschlechtes endet an dem ersten Herzen, das ich tugendhaft und der Liebe fähig fand.

Ach, Ludwig! und wenn ich mich dennoch

irrte! wenn ich — denn war das nicht Buhlerei, lockende Buhlerei? — O, ich muß Gewißheit haben, und sollte ich mein ganzes Glück darüber zertrümmern! Buhlerei? Nein, es kann nicht seyn! Wie wäre es möglich! Es kann nicht seyn!

Offenbach.

Ludwig, mit einer Beschämung, mit einer Angst ohne Gleichen komm' ich von ihr zurück. Ach! daß ich die Jahre und die Verirrungen in der Residenz in den Abgrund des Meeres versenken könnte! —

Hannchen ist gerechtfertigt. In einer vertraulichen Stunde bat ich sie, mir die Ursache ihrer ehemaligen, so auffallenden Kälte zu sagen. „Ich glaubte," war ihre Antwort, „Sie hätten mir vergeben." Als ich in sie drang, gestand sie endlich. Sie kennt alle die Verirrungen, die ich mir in der Residenz zu Schulden kommen ließ, aus dem Munde meiner Mutter. Da saß ich niedergeschmettert, mit glühenden, vor Scham glühenden, Wangen. Ich

bekam nicht eher wieder Besinnung, als bis sie mir sagte: sie wüßte nun, daß man mich verläumdet hätte. — Woher wissen Sie das? fragte ich.

An dem Tage, da sie sich mit mir versöhnte, zu eben der Zeit, da ich ausgeritten war, kommt ein Fremder, der meine Mutter allein sprechen will. Hannchen geht, und der Zufall führt sie auf mein Zimmer. Sie setzt sich an den Tisch, findet meine Briefe, die du mir zurückgesendet hast, liest, sieht darin meine Liebe zu ihr, findet auch die ersten Briefe aus der Residenz, worin ich meinen Abscheu vor der Zügellosigkeit der Sitten ausdrücke; und weil es eine ganze Folge von Briefen ist, so denkt sie, es sind alle, die ich in **n geschrieben habe. Sie hält mich für unschuldig, glaubt mir eine Ehrenerklärung thun zu müssen, und giebt sie mir auf die Weise, wie ich dir neulich erzählte.

Das Alles, was sie mir sagte, und die Art, wie sie es mir sagte, gab meinem Herzen nicht die Gewißheit, daß sie mich liebt. Sie erzählte mir den Vorfall bald rasch, bald stok-

kend. Hier eilte sie über eine Kleinigkeit weg; dort stockte sie an einer Schwierigkeit. Sie gab dem ganzen Handel eine Wendung, als ob ihre Versöhnung mit mir nur eine Genugthuung wäre, die sie auch dem fremdesten Manne schuldig gewesen seyn würde.

Ich selbst las nun die Briefe, die sie gelesen hatte, und sann darüber, welchen Eindruck sie auf dieses Herz wohl gemacht haben könnten. Es sind die Briefe aus Offenbach, aus Zorringen, und die vier ersten aus der Residenz.

O Ludwig, mit welch einer so gänzlich befriedigten, himmlischen Empfindung sehe ich jetzt, daß Hannchen keine Buhlerin ist! Sie liebt mich, erfährt meine Ausschweifungen, und verachtet mich. Meine Briefe überreden sie, daß sie mir Unrecht gethan habe. Sie gesteht es mir, und bittet um Vergebung; aber doch macht meine Liebe sie scheu, weil sie es für unrecht hält, meine Hand anzunehmen. Ich fliege an deinen Hals, Ludwig, und vergieße Thränen der heiligsten Freude, daß deine Prophezeiung eingetroffen ist. Ja, es giebt Herzen, die der Tugend, die der Liebe fähig sind.

der Liebe? Ach, hier läßt meine stolze Phantasie die goldenen Flügel sinken. Welchen Gewährsmann hab' ich für ihre Liebe? Ihr Vertrauen, ihre Freundschaft ist mein. Aber ihre Liebe? — Doch, Ludwig; muß nicht das Herz, muß nicht die Natur stärker seyn, als ein elendes Vorurtheil? muß nicht am Ende ihr Herz mir geben, was mir jetzt ihre so ängstliche Bedenklichkeit abschlägt? Sie war tugendhaft genug, mich nicht zu betriegen; mehr Tugend würde ich hassen, mehr Tugend wäre Thorheit, eigensinnige Affektation. Das Herz wird siegen. Gieb Acht, ich werde Recht haben. Das Herz, die Liebe wird sie besiegen.

Offenbach.

Du lachst noch über meine dreiste Versicherung, mein geliebter Freund; und sie ist in diesem Augenblicke schon erfüllt. Ja, sie liebt mich; mit den letzten, schon sinkenden, Kräften ihrer Seele sucht sie mir den Anblick ihres liebenden Herzens zu entziehen; und selbst diese An-

strengung ist mir ein sicherer Beweis, wie sehr sie mich liebt.

In jenem frohen Zustande der vertraulichen Freundschaft hatte ich eine Zeitlang mit Hannchen gelebt; — hab' ich ihn dir beschrieben? und kann ich ihn dir beschreiben, den Zustand, worin jeder Moment so ruhig, so gänzlich genossen, und doch so unbemerkt, vorüber flieht? Nein, ich kann dir von meinem Zustande nur sagen: ich lebte. Gestern war es wie heute, und heute wie morgen. Die Freude, die jeder Augenblick für mich und Hannchen brachte, war so rührend, daß sie Wehmuth heißen konnte; und in diese Wehmuth mischte sich eine so heitere Fröhlichkeit, daß sie Zufriedenheit wurde. „Fröhlichkeit, in die schöne Thräne der sanftesten Empfindung getaucht!" wie der Dichter sagt.

So lebten wir, und ich vergaß beinahe, daß ich mehr haben wollte, als ihre Freundschaft; oder — ich konnte nicht mehr haben: denn ihre Freundschaft war Liebe. So genossen wir jeder Jahreszeit, jeder Stunde im Tage. Unsere Gedanken, unsere Empfindungen

ketteten sich so fest in einander, daß unsere Seelen Eins wurden. Ich unterdrückte jeden Gedanken an die Zukunft, und Hannchen dachte nicht daran.

Auf einmal führte mein guter oder böser Engel meinen Oheim, den General, mit seiner Tochter zu uns. Du kennst des alten Mannes rauhe, gerade Biederkeit. Uns zu überraschen, steigt er vor dem Garten ab, geht mit Karolinen leise die Treppe hinauf, öffnet, ohne anzupochen, das Zimmer, und findet mich, meine Mutter, und Hannchen, die uns vorliest. Wir alle springen auf, ihm entgegen. „Halt!" ruft er, und schiebt mit der Linken meine Mutter, die ihn umarmen will, von sich, um mich zu betrachten, und es dringen Thränen aus seinen Augen. „O, mein seliger Bruder!" ruft er, und wirft sich an meinen Hals. „Wie er leibt und lebt!" sagt er dann mit lachenden Augen, und betrachtet mich noch immer. „Aber," hob er nun auf einmal bedenklich an: „hast du auch sein Herz, Gustav? Sonst ist es, als wenn man einem feigen Narren eine

schöne Uniform anzöge!" — So ging es über mich her.

Dann holte er seine Tochter, stellte sie vor mich hin, und sagte mit einem unbeschreiblich zufriedenen Tone: „wahrhaftig, da haben wir, ich und mein seliger Bruder, doch ein Paar Engel hingestellt, die im Himmel nicht schöner seyn müssen. Na, ihr Beiden! seht euch nicht so fremd an!" Er nahm die Arme meiner Cousine, legte sie um meine Schultern, und lachte nun laut über die vertrauliche Stellung des schönen Paares, wie er uns nannte. In diesem Augenblicke bemerkte er Hannchen, die seitwärts am Fenster hinter ihm stand. Er schlich leise, wie eine Katze, auf sie zu, um sie her, und betrachtete sie von allen Seiten, ohne ein Wort zu sagen. Es war unbeschreiblich lächerlich. „Wer bist du, Kind?" fragte er auf einmal, und reichte Hannchen die Hand. Dann führte er sie zu uns, stellte sie neben uns hin, schien uns mit ihr zu vergleichen, schüttelte den Kopf, und sagte endlich zu Hannchen: „dein Vater, mein Kind, hat doch den Vogel abgeschossen. Eine solche Bildung von Gott

hab' ich noch nicht gesehen. Na, ist das corps d'armée wie die beiden Vedetten, (er zeigte auf Hannchens Augen) so ziehe ich meinen Hut. — Ich komme, (so wendete er sich auf einmal zu meiner Mutter) ich komme, Gustaven zu verheirathen." Wir, meine Cousine, ich und Hannchen, errötheten, und niemand antwortete; das nahm er fast übel. In diesem Tone ging es ein Paar Stunden fort, so daß wir Alle oft lachen mußten, worüber denn der alte Mann sehr heiter wurde.

Hannchen war einen Augenblick hinausgegangen. Nun trug er mir auf, dafür zu sorgen, daß das schöne Mädchen zu Tische bliebe. Meine Mutter machte Einwendungen; allein er fing an, ihr eine so derbe Predigt über den Ahnenstolz zu halten, daß sie gern schwieg. Er sagte mit Eifer: „ich breche dem auf der Stelle den Hals, der den Adel meiner Karoline nicht auf den ersten Blick anerkennt. Pergament hin, Pergament her! Narrenpossen! Hier steht's, (er zeigte auf das Gesicht seiner Tochter) ob einer von Adel ist. Nicht etwa da die feine weiße Haut, oder die scharlachrothen Bak-

ken — oder rosenrothen Backen, Hans Hasenfuß!" rief er mir zu, als er sah, daß ich über die scharlachnen Wangen lachte. „Das ist gerade auch Pergament: zwar vom lieben Gott beschrieben, aber doch nicht viel mehr werth, als das andre. Nein; aber die Freundlichkeit auf den Lippen, die Güte in den Augen, die Zutraulichkeit auf der Stirn: das kommt aus dem Herzen, und das kann kein Pergament, und keine Heuchelei geben; und daran hat Gott wohl gethan. Und sehen Sie, Frau Schwester, den Adel hat da die Mamsell, oder Jungfer Hannchen, und für den hab' ich Respekt, weil er himmelsfähig macht, und der andre nur stiftsfähig." Bei dem Worte: Respekt, nahm er den Hut ab. Ich hätte dem alten Manne die Hand küssen mögen.

Am Tische saß er neben Hannchen, und sprach unaufhörlich mit ihr. Mischte ich mich einmal in das Gespräch, so verwies er mich an Karolinen. Zuletzt stand er auf, und sagte meiner Mutter ins Ohr, doch so, daß wir Alle es hörten: „die Jungfer, Frau Schwester, ist nicht aus adeligem Geblüt, sondern aus fürst-

lichem und königlichem; und wenn Gottes Weisheit auf Erden regierte, und nicht der Menschen Narrheit, so wäre es noch die Frage, ob sie mit uns essen würde.“ Meine Mutter erröthete; und er bat nun Hannchen, morgen ja wieder zu kommen. Gleich nach Tische ging er, nach seiner Gewohnheit. In der Thür wendete er sich an mich: „na, lieber Vetter, wie gefällt dir mein Mädchen, meine Karoline?“ Ich verbeugte mich, und küßte Karolinen die Hand. Er lachte laut, und sagte: „gute Nacht! Morgen mehr! Gute Nacht!

Am folgenden Morgen ganz früh ging ich auf den Stein, und traf dort Hannchen schon auf ihrem Lieblingsplatze. Sie lächelte mir freundlich zu; aber ihr Lächeln war doch in einen dünnen Nebel von Wehmuth oder Nachdenken gehüllt. Ich setzte mich zu ihr, und erzählte. Sie versank in sich selbst, sah mich verstohlen, ernst und nachdenkend an, seufzte, und hatte eine Thräne im Auge. Dann ging sie mit mir nach Hause, drückte mir innig die Hand, und zog sie mit einem Seufzer sogleich wieder aus der meinigen. Fragte ich: was ist

Ihnen, Hannchen? so war ein schneller Seufzer die Antwort, und dann ein trauriges: Nichts! das die Stimme mit Gewalt erheitern wollte. Das Herz schlug mir bei dem Allen vor fröhlicher Ungeduld.

Mein Oheim ließ heute noch deutlicher merken, daß er gekommen war, mich mit seiner Tochter zu verheirathen. Von diesem Tage an suchte Hannchen die Einsamkeit, und vermied mich. Wenn ich sie überraschte, fand ich sie in Thränen, die ich mit einem hohen Entzükken fließen sah, weil es Thränen der Liebe waren, die sie hoffnungslos glaubte. Ach, selbst noch jezt, Ludwig, noch jezt bei der Gewißheit, daß sie mich liebt, wag' ich es nicht, mich ihr zu Füßen zu werfen: so scheu hat mich die reine Tugend ihres Herzens gemacht! O, Ludwig! wüßten doch die Weiber, wie groß ihre Gewalt ist, wenn sie tugendhaft sind! Die kleinen Koketterieen des Herzens voll Liebe, die Seufzer, die verstohlnen Blicke, die heimlichen Händedrücke, die abgebrochenen Worte: das alles war mir sonst lächerlich, und entflammte zugleich meine Begierde. Bei Hannchen sind

diese kleinen Koketterieen mir ehrwürdig, und der Schutz des Mädchens. Ein Seufzer von ihren Lippen, eine Thräne, zerflossen und verborgen in ihrem schönen Auge, entflammt meine Tugend, und erlöscht meine Begierde. Ich habe nicht den Muth, ihr ein Wort von Liebe zu sagen; und dennoch bin ich glücklich!

Offenbach.

So höre denn, Freund meiner Seele, und jauchze mit mir! Sie ist mein! Ihre Lippen vermochten nicht mehr, die Worte, die ihr Herz mir zurief, zurückzuhalten. Sie ist mein! Wie sie es wurde, warum sie es wurde, wie es werden soll? Ludwig, laß mich nur nicht unter der Last des gegenwärtigen Entzückens versinken! O, wie elend ist jeder Augenblick, der noch kommen soll, gegen den, welchen ich habe, gegen den, da sie endlich mit dem Geständnisse ihrer Liebe auf den Lippen, mit den Thränen, den Zeugen des Geständnisses, in ihren still funkelnden Augen, mit diesen rothen, glühenden

den

den Wangen, mit diesem hoch pochenden Herzen in meinen Armen lag!

Nein, ich hoffe nicht, noch einmal in meinem Leben eine Zeit zu finden, worin ich des Glückes, das der Menschheit gegeben wurde, so genießen werde. Alle meine Kräfte im gewaltsamsten Aufruhr, und dennoch dabei diese seligen Gefühle der Ruhe und Zufriedenheit. Das Zittern, das rasche, unstäte, tobende, in allen Punkten meiner Natur aufgeregte Gefühl der entzückensvollen Freude, und zugleich diese versinkende Wehmuth, welche mein Auge mit Thränen füllte; dieses stolze Heben meiner Brust, diese edle Fülle aller meiner Empfindungen, und diese kindliche, freundliche, mitleidige Demuth, die mich zu den Füßen eines Bettlers hingezogen haben würde. Es giebt, sagt irgend einer, Punkte im menschlichen Leben, in denen man auf einmal, und nur Einmal, fühlt, welch eines unendlichen Maßes von Glück und von Elend die menschliche Natur fähig ist! Das Eine hab' ich empfunden; Gott behüte mich vor dem Andern! Denn würd' ich ihren Verlust überleben?

Offenbach.

Gestern überraschte mich die Mitternacht am Schreibtische. Ich siegelte an dem letzten Glimmen des Lichtes, und jetzt schreib' ich schon wieder bei dem ersten Strahle des heraufkommenden Morgens. Und noch, Ludwig, noch ist mein Herz nicht ruhiger, noch ist die Flamme der Wonne, die in meiner Brust lodert, nicht gemäßigter.

Da hab' ich mich ein Paar Stunden gequält, dir die Art meiner Empfindungen zu beschreiben. Freude, Vergnügen, Wollust, Wonne, Entzücken, Ruhe, Zufriedenheit: wie wenige Worte, um die unzähligen Abstufungen in den frohen Gefühlen der Seele auszudrücken! Warum hat man kein eigenes Wort, die innere Heiterkeit, die unveränderliche und doch genußreiche Ruhe der Seele, das stille, lebendige, tiefe Gefühl, das innere, feste Leben der Freude, welches die reine Liebe giebt, zu bezeichnen! Ruhe bezeichnet einen Nichtgenuß, eine Abspannung der Kräfte: das ist kein Wort für diesen Zustand. Zufriedenheit setzt ei-

nen Mangel voraus, ein Genügen an dem, was man hat; und in jenem Zustande hat man alles, mehr als alles: zugleich mit der Vergangenheit die Gegenwart; „die Zukunft,“ wie ein Schriftsteller sagt, „nicht ahnend, sondern habend, mehr als habend.“ Denn, guter Gott! ein Herz voll Liebe ist ja der einzige Bürge der Unsterblichkeit.

Aber was hilft es mir, nach Worten zu suchen? Du verstehst mich doch nicht. Still davon!

Gestern war der Geburtstag meines Onkels. Meine Mutter wollte ihn feiern, und um nicht verrathen zu werden, erfuhr Niemand, was sie vorhatte. Gegen Abend, als ich mit dem Onkel eine Partie Piket spielte, merkte ich ein Getreibe, ein Laufen auf den Treppen. Endlich wurde ich abgerufen. Ich endigte die Partie, und folgte dem Domestiken, der mich mit bedeutenden Blicken oben auf den Saal führte. Und wen fand ich da, zu meinem Erstaunen? Hannchen, weiß gekleidet, in einem langen faltenreichen Gewande, das unter dem Busen gegürtet war. Ihr blondes Haar floß in

ganz natürlichen Locken auf die Schultern, und ein leichter Kranz von Kornblumen und Rosen war durch die Locken geflochten. So schön, Ludwig, hatt' ich sie nie gesehen, so schön nie geahnet! Es war eine ferne Nachahmung der Griechischen Kleidung, so gut das Gedächtniß meiner Mutter sich des Anzuges aus Opern noch erinnert hatte.

Als ich Hannchen erblickte und erkannte, wollte ich aufschreien; aber meine Mutter rief mir zu: „geschwind, Gustav! kleide dich an! Des Onkels Geburtstag ist heute." Ich folgte ihr gedankenlos in ein Zimmer, wo das Gewand eines Priesters für mich bereit lag. Man zog es mir an, und ich sah, ich hörte, ich merkte nicht, daß ich von mehreren jungen Leuten (des Predigers und des Amtmanns Söhnen und Töchtern) umringt war. Vergebens erzählte mir meine Mutter, was ich bei dem ganzen Handel zu thun hätte; ich brauchte eine Stunde, ehe ich mich fassen konnte. Nun sah ich Hannchen wieder. Mein Auge hing an dem ihrigen, das sie erröthend zu Boden schlug; meine Hand zitterte, wenn ich ihr

Gewand berührte. Endlich begriff ich doch, wovon die Rede war. Wir Drei, Hannchen, ich und Karoline, sollten des Oheims Bildniß bekränzen. „Hannchen ist die Tugend," sagte meine Mutter, um meinen schweren Begriffen fortzuhelfen; „Karoline ist die Freude, und du bist die Weisheit." Ich sah meine Mutter starr an; und meine Cousine flisterte mir zu: „ach! die arme Weisheit ist durch die Tugend zur Thorheit geworden!"

Glaube mir, ich war so außer aller Fassung, daß ich den artigen Einfall beinahe übel genommen hätte. Die Andern machten — die übrigen Kardinal-Tugenden, glaub' ich. Nun gingen wir auf eine Art von Theater, hinter einen Vorhang, und nicht lange, so kam mein Oheim. Ich reichte Hannchen die Hand, wie meine Rolle es vorschrieb. Unsre Hände zitterten, und der Vorhang flog auf. Karoline mußte mich beinahe mit Gewalt hervorreißen: so vertieft war ich in den schönen Anblick. Der Handel muß aber doch ganz gut abgelaufen seyn; denn mein Oheim versicherte mit Freudenthränen, wir hätten es vortrefflich

gemacht. Karoline erklärte ihrem Vater, was alles habe bedeuten sollen, und war so muthwillig, es verkehrt zu thun. „Ich bin die Freude, Vater," sagte sie, „weil ich mich recht herzlich freue, daß Sie Ihren Geburtstag so heiter erlebt haben; Hannchen ist die Tugend, und soll Sie vorstellen; und der Vetter ist die Liebe, weil er Ihre Tugend so gewaltig lieb hat." — Nein, er ist die Weisheit, verbesserte meine Mutter. — „So?" fragte Karoline trokken; „ich meinte, er wäre die Liebe." Wie du leicht denken kannst, brannte mein ganzes Gesicht bei dem Muthwillen.

Nun wurde auf den Vorschlag meines Onkels getanzt. Ich forderte meine Cousine auf; sie sagte aber mit einer kleinen Verbeugung: „ich bin die Freude, Vetter Gustav; Weisheit und Tugend sind ein würdiges Paar. Ich tanze zuerst mit meinem Vater." Jetzt bot ich Hannchen meine Hand, und sie nahm sie zitternd an. Wir tanzten. O, Ludwig! wie ich sie in meinen Armen hielt, an meine Brust drückte, mit ihr den Reihen hinauf und hinab flog! wie ihre Bewegungen immer vertrauli-

cher, immer inniger, immer verschlungener mit den meinigen wurden! wie es nun endlich nichts mehr als der Tanz des Herzens, der befriedigten Liebe, des reinsten Entzückens war!

Des reinsten, sag' ich; und ich kann das. Unsere Herzen waren verschlungen wie unsere Arme; aber dennoch schwör' ich dir: es regte sich nicht die kleinste Begierde. Und ehemals konnte ich nie mit einem hübschen Weibe tanzen, ohne immer die brennendsten Begierden zu fühlen. Bei jenen Tänzen war keine andere Empfindung, weder der Freude, noch der reinen Liebe, noch sonst eine von edlerer Art, welche die Sinnlichkeit mäßigte und die scharfe Spitze ihres Stachels stumpfte. Hier lebten tausend edle Empfindungen in meinem Herzen: — wie hätte sich die Wollust unter sie mischen können! *)

„Und nun gute Nacht!" rief mein Oheim

*) Man hat so viel über die Moralität des Tanzes geschrieben, geredet und gepredigt, man hat ihn angegriffen, ihn, als den natürlichen Ausbruch der Fröhlichkeit, vertheidigt; und ich glaube, man hat noch nicht einmal untersucht, was unser Tanz, und

auf einmal. Er nahm meine Mutter und seine Tochter unter den Arm, und führte sie weg.

der Tanz der Alten und der Naturmenschen, eigentlich ist.

Der Wilde kommt von der Jagd, von seinem Felde, oder von der See; die Arbeit auf mehrere Monate ist gethan, Vorrath auf Wochen eingesammelt, der zukünftigen Noth gewehrt: in dem Gefühle dieses glücklichen Zustandes steht er, ein frohes Wesen, mit Heiterkeit, voll Lebensfülle, da. Eine gleiche Lebensart hat jetzt mehr Menschen glücklich gemacht. Sie finden sich zusammen, und jauchzen und hüpfen. Die Muße erfand ein tönendes Instrument, Uebung den Takt. Die Geselligkeit, die Menschlichkeit, gemeinschaftliche Arbeiten des Völkchens lehren nun die Glücklichen auch, hüpfend die Hände in einander schlagen; die Freude beflügelt den Fuß, und lehrt den Gesang. Hier lehrt die Natur die fröhliche Horde den Tanz. Er ist hier das Fest der häuslichen und gesellschaftlichen Glückseligkeit, das die fröhlichen Menschen unter der Linde oder dem Platanus feiern. Freude, Fröhlichkeit ist hier die Ursache; der Tanz die Wirkung.

So war es auch bei den Alten, wo aber die Religiosität dem Tanze noch einen schöneren Charakter gab. Den holden Frühling bewillkommte in Griechenland der fröhliche Reihentanz der Jünglinge und Mädchen. Der Ceres, der Erntegöttin, dem

Die Andern verließen den Saal. Wir, ich und Hannchen, waren die letzten. Mechanisch

Bacchus bei der Weinlese brannten Opfer, und wurden Tänze gehalten; die glückliche Rückkehr des Heeres feierten Opfer und Waffentänze. Immer war Freude über eine glückliche Begebenheit, von Dank gegen die Götter geheiligt, die Hauptempfindung des Tanzes, der Ton, den jede Saite des Herzens angab und widerhallte. Dieser Tanz der Wilden und der Alten ist der schöne, unschädliche Tanz der Natur und des Herzens, der die Geselligkeit menschlich macht, jede bessere Empfindung hebt und beseelt, und in dem Kranze der verbundenen Hände auch die Herzen an einander knüpft. Hier wurde und wird die Sinnlichkeit unter den Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit, der Freundschaft, der Religiosität niedergehalten, oder doch die verzehrende Flamme zertheilt.

Wie ganz anders aber bei unsern Tänzen! Der langweilige Winter ist da. Wie soll man ihn um seine lästige Länge betriegen? Es tritt eine Gesellschaft zusammen, die auf eine Anzahl Bälle unterzeichnet. Der Balltag kommt. Man mag üble Laune haben; es ist Balltag. Man tanzt, um der übeln Laune los zu werden; man will die Freude im Tanz erst haschen.

Und warum wäre denn der Tanz für uns ein so großes Vergnügen?

folgten wir ihnen, als sie den näheren Weg durch den Garten gingen, dorthin, und sogar durch den Garten zur Thür hinaus. Auf einmal war ich mit Hannchen unter den Silberpappeln allein. Sie ging schweigend neben mir her, und ich fühlte, daß sie in meinen Armen zitterte. Hannchen! seufzte ich, und schwieg

Ich glaube, darum. In dem gewöhnlichen Leben sind beiden Geschlechtern durch eine Art von Sitte gewisse Vertraulichkeiten, gewisse Stellungen der innigen Freundschaft gänzlich untersagt. Im Tanze hört dieser drückende Zwang beider Geschlechter auf. Der Tanz, als der Sohn der Unschuld in der fröhlichen Urwelt, kennt keine Sitte: der Jüngling ist Herr von der Hand des Mädchens; er hat die Erlaubniß, seinen Arm um ihren Leib zu schlingen, sich in ihren Arm, und das Mädchen an seine Brust zu schmiegen. So, an der hoch schlagenden Brust des Jünglings ruhend, von dem Kranze seiner Arme umfangen, und er in ihren Armen, vom Tanze erhitzt und taumelnd, von der Musik gerührt und erweicht, fliegt sie dahin: mit jedem Takte wird ihre Sinnlichkeit gereitzt und erhöhet. Diese erhöhte Sinnlichkeit ist gewiß ein hoher Genuß, auch für die Unschuld, die das Vergnügen nur fühlt, ohne es zu kennen; und nun ist diese Empfindung

dann wieder. Jetzt seufzte sie. Hannchen, hob ich wieder an; ich bitte dich, sey fröhlich. — Sie schüttelte sanft den Kopf, und fing an zu weinen. Nun vergaß ich alles, faßte sie in meine Arme, und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Meine Geliebte! sagte ich leise. Sie lehnte schweigend ihre Stirn an meine

der gereizten Sinnlichkeit bei unserm Tanze die einzige, welche erregt wird, ohne durch irgend eine andere geschwächt zu werden. — Voltaire sagt über die schlüpfrigen Erzählungen eines Dichters: „wenn in einem Gedichte wollüstige Bilder mit Witz, Scherz und Freude gemischt sind, so belustigen solche Werke die Einbildungskraft, ohne sie zu verführen. Die Freude, das Lachen nimmt der Wollust den Stachel." Mich dünkt, das ließe sich auch vom Tanze sagen. Unser Tanz reizt allein Sinnlichkeit, und, weil das Mädchen bald mit Diesem, bald mit Jenem tanzt, Sinnlichkeit gegen das Geschlecht.

Wo findet man die Frauenzimmermoral, die so unterhaltend geschrieben ist, daß sie nicht wie ein zerbrochener Spiegel auf dem Putztisch immer nur im Wege liegt? Welcher Philosoph will diese Arbeit übernehmen, die seine Nachwelt ihm nie genug verdanken könnte? —

Schulter, und ihre Thränen rollten auf meine Brust.

Was ich in diesem Augenblicke fühlte, weiß ich nicht; wohl aber, daß ich Hannchen jetzt nicht für eine Krone aus meinem Arme gelassen hätte. Es war der schönste Augenblick meines Lebens, ein Augenblick, den Liebe und Tugend veredelten. So standen wir einige Minuten. Unsere Herzen waren zu voll von den Gefühlen der Natur, als daß wir an die Besorgnisse denken konnten, die uns beunruhigten. Ich erklärte Hannchen meine Liebe; und sie sank mit Herzlichkeit in meine Arme. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht; es muß aber etwas sehr Rührendes, sehr Gutes gewesen seyn: denn Hannchen drückte mich zärtlicher an ihre Brust, legte ihre Lippen freiwillig auf meinen Mund, und theilte mit mir die süße Empfindung meiner Seele, und das Entzücken der befriedigten Liebe.

Endlich schlang sie den Arm um mich, lehnte sich an meine Schulter, und ging so mit mir nach ihrer Wohnung. Noch einmal sank sie in meine Arme; dann schlüpfte sie in die geöffne-

te Thür, und ich taumelte, beinahe sinnlos, nach Hause.

Ludwig, wie ist mir zu Muth! Seit Mitternacht hab' ich an den beiden Zetteln geschrieben, die du erhalten sollst, und jetzt steht die Sonne schon hoch. Da sitz' ich, schreibe, lege die Feder nieder, sinne, habe Thränen in den Augen, und lache doch. Als mein Bedienter diesen Morgen kam, mich zu wecken, sprang ich auf, fiel ihm um den Hals, und küßte ihn brüderlich. Er sah mich bedenklich an, und ich drückte eine volle Geldbörse in seine Hand. Meinem Todfeinde hätte ich wohlthun, einen Bettler an mein volles Herz drücken können. Ich hatte alle Verhältnisse vergessen; ich war nur Mensch. Wie jene zehntausend Griechen, die nach allen überwundenen Gefahren endlich das geliebte vaterländische Meer von dem heiligen Berge erblicken, mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen auf den Wangen, da stehen, schauen, einander froh in die Arme fallen, und nichts zu stammeln vermögen, als: Meer! Meer! — so ist es mir! Und hab' ich weniger gesehen? sah ich nicht jetzt erst das

Glück des Lebens vor mir liegen? des Lebens, das von einer so schwarzen Wolke des Elendes bedeckt war?

Offenbach.

Noch schwebt mein Schicksal, lieber Ludwig; aber ich will es feststellen, was es mir auch kosten mag. Du siehst Stürme voraus; und ich sehe sie mit dir, mein Freund. Ich danke dem Himmel, daß ich den Beifall der Guten für mich habe; und so, mit Gott, meiner Liebe und deinem Beifall, seh' ich gelassen der Entscheidung entgegen. Hannchen selbst hat es schneller entschieden, als ich glaubte. Kann denn nicht das gerechte, vernünftige Glück zweier Herzen die Thränen des Aberglaubens, des Vorurtheils und des ungerechten Stolzes auch den Augen des zartesten Gewissens bedekken? Muß nicht jeder seine eigenen Thorheiten büßen? Warum soll ich verdammt seyn, für die Thorheit meiner Mutter zu leiden, und ihren Aberglauben mit meinem Unglück zu ver-

ewigen? Ich habe alles überlegt, noch jetzt erst. Es kann nicht anders seyn.

Diesen Morgen, als ich den letzten Brief an dich weggeschickt hatte, ging ich zu Hannchen, und fand sie allein. Eine holde Schamröthe übergoß ihre Wange, als sie mich erblickte; ein freundlicher, aber wehmüthiger Blick empfing mich. Ich nahm ihre Hand, und drückte sie an meine Lippen. Sie lud mich durch ein Paar Blicke und halbe Worte ein, in den Ulmengang zu kommen.

„Gnädiger Herr,“ fing sie hier mit niedergeschlagenen Augen, und mit stockender, aus dem Herzen kommender Stimme an: „ja, ich liebe Sie!“ —

Und paßt die Benennung: gnädiger Herr, zu Ihrer Liebe, mein theures Mädchen?

„Nein, gnädiger Herr; allein eben deswegen bitte ich Sie, mich zu verlassen. Ich bin nicht reich, nicht vornehm; ich habe nichts, als mein Herz und meine Unschuld.“

Die sind aber mehr als Kronen werth, mein edles Hannchen.

„Fühlen Sie das wirklich, gnädiger Herr;

nun, so helfen Sie mir den Schatz retten, weil es mein einziger ist. Sie bedürfen vielleicht der reinsten, vorwurfslosesten Unschuld nicht so sehr als ich." (Dabei funkelten Thränen in ihren Augen.) „Sie können nicht mein werden, und ich — ich nicht glücklich seyn."

Hannchen! rief ich; du nicht mein? Komm! Ich will dich sogleich zu meinen Verwandten führen, und ihnen erklären, daß ich diese Hand für den einzigen Stolz meines Lebens halte.

„Nein, Herr Graf, ich liebe Sie; und darum kann ich Ihr Glück nicht auf ein Spiel setzen, das ich, wenn ich es auch gewönne, mit meiner Ruhe bezahlen müßte. Es ist unrecht, oder scheint mir so: einerlei für mich und meine Ruhe. Ihnen könnt' es einst eine Thorheit scheinen, und dann wäre alles für mich verloren. Darum lassen Sie uns enden. Ich werde weinen; doch meine Tugend wird meinen Kummer mildern, wenn auch nicht stillen." Sie bedeckte die Augen mit ihrem Taschentuche. Ich war bestürzt; denn das hatte ich nicht erwartet. Stammelnd sagte ich einige Gründe, welche ihre scheue Tugend nur für

jetzt

jetzt beruhigen sollten; sie sah mich aber ernsthaft an, und ich erröthete.

Nun faßte ich sie in meine Arme, und vermischte meine Thränen mit den ihrigen. Sie wollte sich losmachen; allein meine Zärtlichkeit, meine Liebe riß sie hin, daß sie aufs neue in meine Arme sank. Meine Liebe verminderte ihre Aengstlichkeit. Ich führte ihre Blicke auf die heitere Zukunft, versprach ihr die Einwilligung meiner Mutter, und gab ihr zu verstehen, daß auch diese schon halb gewonnen sey. Ihr Auge leuchtete jetzt von der heitersten Freude, und ihr Arm umschlang mich; doch ich riß mich schnell von ihr los, um endlich die Versprechungen, die ich ihr gegeben hatte, und mein Glück wahr zu machen.

So kam ich nach Hause, und traf meinen Oheim mit Karolinen im Garten. An ihn wollte ich mich zuerst wenden. Ich wußte, daß Karoline an eine Verbindung zwischen uns Beiden eben so ungern dachte, wie ich selbst. Ich zog meinen Oheim in eine ferne Laube, und entdeckte ihm meine Liebe zu dem liebenswerthen Mädchen. Er hörte mich ruhig aus.

Als ich fertig war, schüttelte er ein Paar Male den Kopf; und dann fragte er ganz kalt: „höre, Gustav! ist kein Fall möglich, in welchem du das Mädchen aufgeben würdest? kein Unglück, kein Elend, keine Armuth, keine Schande, die du mit ihr zu theilen, und ihr zu erleichtern hättest? Bist du entschlossen, wie ein freier Mann, dem es gleichviel gilt, was man von ihm denkt oder spricht, das Mädchen zu heirathen?"

Ja, mein Onkel, antwortete ich feierlich; das bin ich. Sie wird meine Frau, und wenn die ganze Welt Nein sagt; denn mein Herz, meine Vernunft, mein Wunsch, glücklich auf Erden zu seyn, sagt Amen dazu.

„Hm!" erwiederte mein Oheim; „und warum sagst du mir denn etwas davon, wenn du so fest entschlossen bist? Ich habe dir nichts zu befehlen, in diesem Falle auch nicht einmal zu bitten oder zu wünschen."

Ich bat ihn, er möchte meine Mutter bewegen, daß sie ihre Einwilligung gäbe. Dazu wollte er sich aber nicht eher verstehen, als bis er beurtheilen könnte, ob der ganze Han-

del so beschaffen wäre, daß ein alter, vernünftiger Mann sich damit befassen dürfte, und ob er auch nicht Gefahr liefe, nur den gewöhnlichen Liebeshandel eines Gecken in Schutz zu nehmen. Ich gab ihm also unsern ganzen Briefwechsel in die Hände, weil er aus dem mein und Hannchens Herz am besten beurtheilen konnte. Er schloß sich einige Stunden damit ein; dann brachte er mir die Briefe auf mein Zimmer, und sagte lächelnd: „es läßt sich nichts mehr darüber sagen, Gustav. Ist das Mädchen nur zur Hälfte so, wie hier und hier steht, (er zeigte auf die Briefe und auf mein Herz) so soll sie deine Frau werden, und wenn ihr Vater seine Ohren und seine Nase an drei verschiedenen Galgen sitzen hätte. Doch, das werd' ich ja diesen Augenblick erfahren."

Er ging zu meiner Mutter, und ich ritt spazieren. Jetzt bin ich zurückgekommen, sitze hier, und hoffe bei den stärksten Schlägen meines Herzens auf den Augenblick, der mein Glück entscheiden soll. Der Onkel ist noch immer bei meiner Mutter. Große Gewalt hat er von je her über sie gehabt. Gott gebe seiner Zunge Ueberredung!

Ludwig, ich bin glücklich! o, ich bin glücklich! Jetzt eben brachte mir Karoline lächelnd seine Schreibtafel, und sagte dabei: „ich gratulire, Vetter. Mein Vater hat mit einem Theile seiner Lunge Ihre Mutter beinahe überredet, daß Weisheit und Tugend zusammen gehören. Ihre Mutter will zwar die Weisheit ein wenig thöricht, und die Tugend ein wenig stolz finden; aber wer kann gegen die Lungen eines Generals aufkommen! Hierin steht es." Ich öffnete die Schreibtafel, und fand mit Bleistift hineingeschrieben: „Gustav, deine Mutter wankt. Ich hoffe, sie soll schon morgen so weit seyn, dem edeln Mädchen ihren Segen zu geben."

Ich habe das Blatt ausgerissen, noch ein Paar Worte an Hannchen dazu geschrieben, und es ihr geschickt, da sie wahrscheinlich mit eben der Ungeduld, wie ich, der Entscheidung unseres Schicksals entgegen sieht.

Ein Domestik ruft mich zu Tische. Jetzt hör' ich die Stimme der muthwilligen Karoline. Sie singt, daß das Haus schallt: „Triumph! Triumph! die Tugend hat gesiegt!"

Ich gehe mit dem fröhlichsten Klopfen meines Herzens dem mütterlichen Segen entgegen. O, wer hätte das gedacht!

Welch einen Abend hab' ich gehabt! Meine Mutter hat mir ihre Einwilligung gegeben; aber schon morgen will sie mich verlassen und zu ihrer Schwester in die Residenz gehen. Ich habe ihr versprechen müssen, so lange Hannchen nichts zu sagen. Mein Oheim, Karoline, ich, wir Alle baten sie flehentlich, unser Glück vollkommen zu machen, und wenigstens erst Hannchen ihren mütterlichen Segen zu gegen. „Ich will ihr meinen Segen nicht vorenthalten," sagte sie endlich; „aber sehen kann ich sie nicht. Ich werde ihr schreiben. . . . Geh, mein Sohn," sagte sie mit Stolz; „zwinge deine Mutter nicht, sich noch mehr zu demüthigen, als du sie gedemüthigt hast. Dein Oheim findet die Verbindung ehrenvoll; ich nicht. Aber ich bewillige sie, weil du sagst, daß sie dich glücklich macht. Es können Zeiten kommen, da du nicht mehr so denkst; und

für diese Zeiten möcht' ich mir gern jeden Vorwurf ersparen."

Das war alles, was wir bis Mitternacht durch unsre Bitten von ihr erhalten konnten. Diesen Morgen hat sie mir einen offnen Brief für Hannchen geschickt, der ein wenig steif ist, doch artiger, als ich dachte. Sie läßt mich durch Karolinen ersuchen, Hannchen den Brief nicht eher zu geben, als bis sie abgereist ist. Ihre Sachen werden schon gepackt, und Mittags will sie weg. Die Abreise wird Hannchen einige Thränen kosten; aber meine innige Liebe soll bald ihr Auge trocknen. Leb wohl. Ich will zu meiner Mutter, und Abschied nehmen.

Offenbach.

Da bin ich wieder hier. Sie ist fort, Ludwig; Hannchen ist fort! Wen soll ich für den Schuldigen halten? Meine Mutter sitzt da mit einem Gesichte, auf dem, nur hinter einer leichten Hülle, der fröhlichste Triumph liegt. Der Onkel schüttelt den Kopf; die Cousine lacht,

wenn ich tobe, und tröstet mich mit ihrer baldigen Rückkehr. Sie ist fort. Ich habe acht Tage die ganze Gegend durchstreift, ohne eine Spur von ihr zu finden.

O Ludwig, wenn es auch Tugend ist; dennoch —! Konnte sie mich so betriegen? konnte sie so dieses Herz äffen, dieses Herz, das sonst nichts als sie in sich trug?

Kaum war mein letzter Brief an dich weg, so ging ich zu meiner Mutter, um, wenn es möglich wäre, sie von ihrem Entschlusse zu reisen abzubringen. Meine Cousine trat in das Zimmer. Ich sah an ihrem Gesichte, daß es mich galt, und trat in ein Fenster. Sie folgte mir, und sagte leise: „hören Sie, Vetter, ich wollte Hannchen beruhigen, weil Sie versprochen haben, sie vor der Abreise Ihrer Mutter nicht wiederzusehen. Die Magd sagte mir aber, sie wäre mit ihrem Vater verreist. Die Thränen standen ihr bei diesen Worten in den Augen. Ich fragte, was sie zu weinen hätte; und sie antwortete: Hannchen wäre weit weg, und würde wohl niemals wiederkommen.“

Ich eilte erschrocken nach Richters Hause, und hörte von der Magd eben das, mit noch mehreren Umständen. Nun setzte ich mich zu Pferde, ritt auf gut Glück den Weg, den mir die Magd angab, fand nichts, hörte nichts, und kam am Abend wieder.

Richter war noch nicht zurück. Ich ging nach Hause, und sagte bitter zu meiner Mutter: Sie willigten ein; und hinderten so mein Glück! Ich danke Ihnen für die Art und Weise! — Meine Mutter versicherte sehr feierlich, daß sie nicht ein Wort von Hannchens Abreise gewußt habe. Ich hoffte ungeduldig auf Richters Rückkehr, und eilte zu ihm, sobald er gekommen war. „Gnädiger Herr,“ sagte er, so wie er mich erblickte; „Hannchen läßt Ihnen Lebewohl sagen. Sie ist mit einem gebrochenen Herzen abgereist, das Sie ewig lieben wird.“

Wie? Sie wissen, . . .

„Daß Hannchen Sie liebt? Erst seit gestern. Das unglückliche Mädchen gestand es mir gestern — ach, wohl zu spät für ihre Ruhe! — Sie sagte mir mit unruhigen Thrä-

nen, daß Sie Willens wären, sie zu Ihrer Gemahlin zu machen, und dann bat sie mich, sie ohne Zeitverlust von hier zu entfernen. Da kam das Blatt, das Sie ihr schickten. Die Gefahr war dringend. Ich konnte meiner unglücklichen Tochter das einzige Mittel, ihre Ruhe wieder herzustellen, nicht abschlagen, und habe sie von hier weg gebracht."

Wohin? fragte ich eilig.

Er gab mir einen Brief mit den Worten: „Hannchen wird Ihnen das selbst sagen."

Ich warf mich in einen Stuhl, und las:

„Gnädiger Herr, ich liebe Sie, und werde Sie ewig lieben. Ich bat Sie, mich zu verlassen; anstatt dessen gehen Sie in Ihrer gewiß zu wenig besonnenen Güte noch weiter, und bereden ihre Verwandten, mich gegen ihren Willen unter sich aufzunehmen. Jetzt mußte ich fliehen; denn ich fühle nur zu sehr, wie schwach ich durch mein eigenes Herz bin, wenn ich Sie sehe und spreche. Ich mußte fliehen, um Sie von einem Schritte abzuhalten, den Sie bereuet haben würden. Seyn Sie menschlich, und forschen Sie den Aufenthalt meiner

Thränen nicht aus, der die letzte Zuflucht meines Herzens ist. Lassen Sie mich die Empfindung meiner Liebe durch die Gewißheit, daß ich handelte, wie ich mußte, verschönern. Ich habe nichts, als mein Selbstgefühl, und das Andenken an die Liebe eines Mannes, der großmüthig genug war, mir die Achtung der Welt, die Zufriedenheit seiner Verwandten, und seine eigene Ruhe aufopfern zu wollen, und der jetzt auch großmüthig genug seyn wird, seine Liebe meiner Zufriedenheit aufzuopfern. Johanne Richter."

Ich las das wohl hundertmal, vergaß alles Andre, stand auf, ging auf mein Zimmer, und setzte mich sogar nieder, den Brief zu beantworten, der mir zu gekünstelt schien, um wahr zu seyn. Dann lief ich zu Richtern, zeigte ihm den Brief meiner Mutter, und gab ihm die heiligsten Versicherungen, daß meine Verwandten es für eine Ehre halten würden, Hannchen als meine Gattin in ihrer Mitte zu sehen. Ich bat ihn, mir den Aufenthalt seiner Tochter zu sagen, oder mir nur einen Brief an sie zu besorgen. Er schlug mir aber beides

ab. „Ich habe das meinem unglücklichen Kinde versprechen müssen!" sagte er mit finstern und nassen Augen.

Selbst mein Oheim ging mit mir zu ihm, und bestätigte meine Versicherungen. Er legte aber bitter lächelnd die Hand auf die Brust, und sagte mit Ernst: „gnädiger Herr Graf, Hannchen liebt Sie; also kann sie wohl nicht zweifeln, daß Ihre Absichten edel sind. Aber sie hat ja eben darum Offenbach verlassen, daß Sie nicht in den Fall kommen sollen, ungerecht gegen Ihre Familie zu seyn."

Sie hören und sehen ja aber, sagte ich erhitzt, daß meine Familie einwilligt.

„Herr Graf, Sie bringen das Opfer, und bringen es gern; aber der, dem es gebracht wird, muß beurtheilen, ob es gebracht werden darf. Meine Tochter erkennt Ihre Liebe; doch sie wäre der Liebe und des Opfers nicht werth, wenn sie weniger edel handelte. Sie leidet; aber sie ist nicht unglücklich: denn sie erfüllt ihre Pflicht. Sie weint; aber ihre Thränen lassen sich abtrocknen: denn es sind nicht Thränen der Reue, sondern Thränen, welche die

Tugend fordert. Ich bitte Sie, gnädiger Herr, geben Sie alle Hoffnung auf; Hannchen kann nie die Ihrige werden."

Endlich bewogen wir ihn doch, Hannchen unsere Bitten zu schreiben. Sie schickte eine förmliche abschlägige Antwort, und eine rührende Bitte, sie in ihrer Einsamkeit nicht aufzusuchen. Mein Oheim erstaunte über diese Tugend; selbst meine Mutter sagte lächelnd zu mir: „lieber Gustav, ich halte deine Thränen um dieses Mädchen für gerecht. Sie ist die Einzige, die ich jetzt mit Freuden als meine Tochter anerkennen und lieben wollte."

Nun durchzog ich, wie ein Räuber, die Gegend umher, und fand sie nicht. Endlich, nachdem ich ihren Vater durch Bitten und Drohungen vergebens dahin zu bringen gesucht hatte, daß er mir den Ort ihres Aufenthaltes entdecken sollte, bewog ihn doch mein stiller Kummer, ihr ein kleines Billet von mir zu schicken. Es enthielt nichts als die Worte: „Hannchen, der Tag deiner Verbindung mit einem Andern ist der letzte Tag meines Le-

bens; und so leb wohl!" Du siehst aus dem Billet, daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, sie wiederzufinden und sie zu rühren.

Offenbach.

Ich habe eine Unterredung mit meinem Oheim gehabt, die mich innig rührte. Er bat mich, Hannchen aufzugeben; und ich lächelte über die Bitte. Nun stellte er mir vor, daß ich an meinem Theile doch etwas thun müßte, das dem edeln Betragen dieses Mädchens gleich käme. Das war eine neue Idee. Ich sann einen Augenblick nach, und sagte dann: wohl! das will ich. So eben kam Richter dazu. Ich erklärte dem edeln Manne ganz ruhig und kalt: Ihre Tochter, lieber Richter, zweifelt, ob meine Liebe zu ihr dauern werde. Ich weiß, daß sie dauern wird; doch um jeden Zweifel zu heben, will ich mir selbst noch eine Zeitlang den Besitz des geliebten Mädchens versagen. Schreiben Sie Hannchen, daß ich ihren Aufenthalt nicht aufsuchen, sie nicht stören werde. Ich gehe in die Residenz, und stürze mich

in den Strudel der Zerstreuungen, der Lustbarkeiten, um zu erfahren, ob etwas in der Welt Hannchens Bild aus meinem Herzen verlöschen kann. Die schönsten Mädchen meines Standes will ich aufsuchen, um Hannchens künftige Ruhe nicht im mindesten aufs Spiel zu setzen. Dann aber, schreiben Sie ihr das, dann . . . —

„Vetter," fiel mein Oheim warnend ein — er mochte sich meiner Briefe erinnern —: „Vetter, du willst dich in den Strudel zurückstürzen, dem du entflohen bist?"

Lieber Oheim, antwortete ich, meiner und meiner Tugend gewiß; ich wäre des Mädchens nicht werth, wenn dieser Strudel mir gefährlich seyn könnte.

Und nun gehe ich, diesem Gespräche zu Folge, noch heute nach der Residenz. Deine guten Wünsche begleiten mich gewiß. Dann aber, das wiederhole ich dir, dann soll keine Macht, selbst Hannchen nicht, im Stande seyn, mich von dem Mädchen zu trennen, das nicht allein mein Glück, das auch meine Tugend sichert!

* * n.

Hier bin ich schon einen Monat, mein Lieber, wie im Fegefeuer. Ich reinige mich hier von allen Schlacken der Eitelkeit und Wollust — mit guter Laune; denn selbst meine Mutter findet jetzt, daß Hannchens Tugend doch wohl einen Adelsbrief aufwiegt. Du würdest lachen, wenn du wüßtest, in welcher Situation ich hier lebe. Man hat durch meine Tante schon längst meinen Liebeshandel mit einer Bäuerin erfahren. Natürlicher Weise fand man das höchst lächerlich. Man spöttelte, man stichelte von weitem, und ich setzte mich dann jedes Mal richtig in den Zirkel, und erzählte den ganzen Handel der Reihe nach bis auf den jetzigen Augenblick. Nun glaubte man, ich wollte mich selbst lächerlich machen, um dem Spotte zu entgehen; da ich aber ein Paar junge, lustige Herren, die sich Spöttereien über Hannchen erlaubten, sehr nachdrücklich züchtigte, so sah man, daß es Ernst war, und riß, wo ich mich nur sehen ließ, vor Erstaunen die Nasenlöcher weit auf. Ich wurde natürlicher

Weise das Gelächter der ganzen feinen Welt. Weil ich aber doch bei keiner Lustpartie fehle, und mit immer heiterer Laune, mit spöttelndem Witze, den ich in meiner Lage wohl haben muß, an allem Theil nehme, so giebt man die Hoffnung noch nicht auf, mich zu bekehren; und einige hübsche Weiber aus meiner alten Bekanntschaft haben das Geschäft über sich genommen. Es geht ihnen aber eben nicht sonderlich von Statten; denn, lieber Ludwig, eine rasende lange Weile, die mich fast überall hin verfolgt, sagt mir stündlich, was mir fehlt: Beschäftigung für mein Herz und für meinen Kopf. O, mit jedem Augenblicke fühle ich mehr, daß nur ein tugendhaftes Herz in der Brust eines liebenden und gebildeten Weibes das Glück geben kann, welches aus unserm gesellschaftlichen Zustande entspringen sollte!

Ich habe interessante Bekanntschaften mit einigen Männern gemacht, die ich ehemals übersah, weil sie das Gespött der schönen Lippen waren; und die halten mich dafür schadlos, daß ich nach meinem Gelübde an den hiesigen Vergnügungen Theil nehmen muß. Ach,

über-

überall, wo ich einem edeln Menschen begegne, finde ich auch, daß ihn das innige Verhältniß der Häuslichkeit, oder der Freundschaft, oder der Liebe, und nie der Zirkel der Bekanntschaft, gebildet hat. Und ich soll meine Hände nicht nach diesem Gute ausstrecken?

---

* * n.

Ich habe einige kleine und größere Reisen gemacht, und schicke dir mein Tagebuch, aus dem du sehen wirst, daß es meinem Herzen nicht an sehr interessanten Menschen fehlt, welche ich durch Zufall oder durch absichtliches Suchen kennen lernte. Noch mehr; aus einer kleinen Anekdote darin wirst du auch sehen, daß ich im Gebirge ein Fräulein antraf, dem ich die höchste Achtung nicht versagen kann. Vorzüge des Körpers und des Geistes ziehen jeden Mann, der sie kennen lernt, in ihren Zauberkreis. Ich will dir sogar gestehen, daß ich glaube, sie wäre im Stande gewesen, meine Liebe zu Hannchen, mit Hülfe der Zeit und der Entfernung, zu vermindern und end-

lich zu verlöschen. Allerdings begreife ich, daß ich Hannchen zuletzt vergessen könnte; aber auch, daß ich sie nicht vergessen darf, wenn ich der höchsten menschlichen Glückseligkeit genießen will. Wo sollte ich die Einfalt des Herzens, die Unschuld der Seele, bei so vieler Stärke des Geistes wiederfinden! Ich würde mich, wenn ich Hannchen vergäße, für höchst unglücklich halten, und über den Verlust meiner Liebe klagen, wie über den Verlust meines Glückes.

Das alles habe ich meinem Oheim geschrieben, und ihn gebeten, meine Verbannung zu endigen, in der ich weiter nichts lerne, als daß ich ohne Hannchen nicht glücklich leben kann. Jetzt erwarte ich seine Antwort mit Ungeduld. Ich habe ihm versprechen müssen, ohne sein Wissen nicht zurückzukommen.

Ich habe Antwort, Ludwig. Ihr Aufenthalt ist gefunden; ich soll kommen. Wie auf Flügeln will ich eilen.

Weiler.

O, sie ist mein! Ludwig, sie ist mein! und der Segen aller meiner Verwandten hat dieses Glück zu dem vollkommensten auf Erden gemacht! Keine Sorge, kein Gram, bedeckt mehr die schöne Stirn und das helle Auge. O Ludwig, welch ein Mädchen! jetzt, da das Glück, da die befriedigte Liebe jede Spur von Kummer aus ihrer Brust hinweg genommen hat: wie heiter! wie ruhig! wie zufrieden! wie gütig! wie sanft! Sie beseligt uns Alle, wie der Engel der Freude.

Mein Oheim empfing mich, als ich von * * n nach Offenbach kam. „Sie ist in Weiler," flisterte er mir ins Ohr. „Morgen gehst du dahin, und versuchst dein Heil." Am folgenden Tage früh ritt ich hieher nach Weiler, wo Hannchen bei einer weitläuftigen Verwandtin in der tiefsten Einsamkeit lebte. Ein Spaziergang in den nahen Wald war ihr einziges Vergnügen, und Thränen ihre einzige Beschäftigung. Das erfuhr ich von dem Besitzer der Hütte, in der ich abtrat.

Ich ging gegen Abend an den Ort ihres gewöhnlichen Spazierganges, und verbarg mich in ein dickes Gebüsch. Sie kam. Die schöne Röthe ihrer Wangen war verschwunden, das heitere Feuer ihrer Augen erloschen. Ein blasses Roth und die dunkle, stille Wehmuth in ihren Augen machte ihr schneeweißes Gesicht noch interessanter. Sie schien leise mit sich selbst zu sprechen, und ihr Gang war langsam, ihre Stellungen schwermüthig; man konnte auf den ersten Blick die unglückliche Liebe sehen.

Ich trat hervor. Als sie mich erblickte, flog sie mit dem Aufschrei eines freudigen Schreckens, und mit ausgebreiteten Armen, auf mich zu. Ihr Athem berührte mich schon; da sanken ihre Arme. Sie blieb stehen; die Freude verschwand aus ihrem Gesichte, und nur ein Zittern verrieth auch jetzt noch ihre innere Bewegung. „O Gott!" sagte sie sanft: „gilt meine Bitte bei Ihnen so wenig? War ich nicht ohnedies schon elend genug?"

Das warst du, mein theures Mädchen, erwiederte ich, und drückte sie an meine Brust; doch von jetzt an, hoffe ich, sollen unsre Leiden

zu Ende seyn. — Ich bat Hannchen, sich zu mir zu setzen, und erzählte ihr mit kalter Ruhe, was ich gethan habe, um mein Herz bis auf den Grund zu prüfen. Nun aber, Hannchen, sagte ich endlich, zögere nicht länger, mich und dich glücklich zu machen. Ich liebe dich; ich habe mein Herz geprüft, und bin der Zukunft gewiß.

„O Gott!" rief sie jetzt schmerzlich, und drückte mir die Hand: „warum bin ich nicht im Stande, diese Liebe zu belohnen? Warum . . ." — Sie sah auf die Seite, und es flossen Thränen über ihre Wangen. „Nein," sagte sie endlich nach tiefem Sinnen, fest und ruhig: „nein, Herr Graf; Sie sind Ihrer Mutter ein Leben voll ungetrübter Freude schuldig. Und ich . . .? Nein, Ihre Mutter soll keine Thränen über mich vergießen. Es ist unmöglich!"

In diesem Augenblick stürzten meine Mutter, mein Oheim und Richter aus dem Gebüsch hervor. „Thränen der Freude," sagte meine Mutter, und drückte Hannchen an ihre Brust: „Thränen der mütterlichen Freude, meine lie-

be Tochter, sind die einzigen, die mein Auge über dich weint! . . . Gott segne euch, meine Kinder!" sagte sie nun, und legte Hannchens Hand in die meinige.

Hannchen sah meine Mutter an, dann mich und ihren Vater. Ihr Blick wurde immer matter; sie schwankte, und endlich fiel sie ermattet, mit einem Seufzer, der wie: „Gustav!" klang, in meine Arme.

Freude und Wehmuth setzte uns Alle außer uns. Nur mein Oheim behielt eine Art von Fassung, und schimpfte sehr komisch auf die verdammten Thränen bei einer Verlobung. Wir gingen in das Wirthshaus, wo alle Schwierigkeiten leicht gehoben wurden, und Hannchen dann als Braut in meine Arme sank.

Jetzt schläft alles; aber Hannchens Seufzer hör' ich durch die Tapetenthür herüber schallen. Morgen reisen wir zurück, und in acht Tagen ist sie meine Gattin. Ich rechne darauf, dich zu sehen; du sollst sie zum Altare führen. O Ludwig, wie glücklich bin ich! wie glücklich werd' ich in den Armen des edeln Mädchens seyn! Leb wohl.

Der Graf Gustav ** an seinen Sohn, neunzehn Jahre später.

Hier übergebe ich dir, mein geliebter Sohn, was dir theurer seyn soll, als mein Vermögen: eine Reihe von Briefen, die den wichtigsten Theil meines Lebens betreffen. Du kannst glücklich seyn, wenn du auch deine Güter verlierst, aber mitten im Genusse der Weltfreuden elend, wenn nicht Erfahrung dich über das Leben belehrt, und wenn du nicht dich männlich entschließest, dein Glück zu suchen, wo es zu finden ist.

Diese Briefe, mein Sohn, gebe ich dir als einen treuen Freund mit in die Residenz. Die große Welt ist reitzend: ein Bild mit Pastellfarben gemahlt; wenn es neu ist, schön, aber nach einigen Jahren unscheinbar. Ich kenne das Gemählde der großen Welt, und danke Gott, daß ich Muth genug hatte, meine Gestalt daraus weg zu wischen. Laß dich durch die niedlichen, schimmernden Figuren, durch das lebhafte, glänzende Kolorit nicht täuschen!

Bei dem Jünglinge, mein Sohn, begehren

allein die Sinne; und nur diese Begierden kann die große Welt befriedigen. Daher der ewige rauschende Wechsel, die Schnelligkeit, der Ekel, womit man giebt und nimmt; daher die Freuden, die nur für die Sinne berechnet sind, und sie wieder erwecken sollen; daher das Lächerlichmachen aller Anhänglichkeit, aller tieferen Gefühle; daher der einzige Charakter der großen Welt: in allen Fällen anmaßungslos zu seyn. Das Gefühl hat starke Forderungen; die große Welt kann sie nicht erfüllen, macht sie darum lächerlich, und verwandelt die Freundschaft in einen Zeitvertreib, die Liebe in eine Minute des Genusses.

„Und kann man dabei nicht glücklich seyn?" wirst du fragen. Warum nicht, mein Sohn? Wird doch der Sklav unter der Last seiner Ketten zuletzt glücklich! Gewohnheit würde am Ende das Glück einzig und allein in diese Sinnenthätigkeit beschränken.

Aber wirf einen Blick auf die andre Seite des Gemähldes. Der Mensch muß dem Menschen nothwendig verächtlich werden, wenn nur Sinnlichkeit der Charakter des Menschen

ist. Die Sinnlichkeit zwingt zu ewigem Wechsel: die Wollüste, die Vergnügungen des einen Jahres sind nicht hinreichend, die abgestumpften Begierden in dem folgenden zu befriedigen; der Kreis des Genusses muß mit jedem Genusse erweitert werden. Jeder Mensch sieht sich als den Mittelpunkt der Schöpfung an, auf den alles, auch der Tugendhafte, Beziehung hat; jeder sieht daher in den Menschen nur Mittel seine Wünsche zu befriedigen, und sucht sie als solche Mittel zu gebrauchen. Dem Sinnlichen ist der Charakter eines Menschen sehr gleichgültig, wenn dieser ihn nur unterhält; ja, es muß ihm daran gelegen seyn, Boshafte zu finden, um seine Plane von ihnen ausführen zu lassen, Wollüstige, um seine Begierden zu befriedigen, Verschwender, um mit ihnen zu genießen. So macht die Sinnlichkeit den Menschen verächtlich.

Der Charakter des Tugendhaften hingegen ist bleibendes Gefühl, dauerndes Glück. Auch er sucht Menschen zu Mitteln seines Glückes zu machen; er findet aber sein Glück in der Liebe, in der Freundschaft des kleinen Kreises

von Menschen, die ihn umgeben. Wie viel liegt ihm also daran, daß diese Menschen gut sind, menschlich fühlen, tugendhaft leben! Denn die Tugend allein sichert seine Glückseligkeit.

Steige mit diesen Contrasten in höhere Stände, oder — was einerlei zu seyn scheint — in das Allgemeine. Denke dir ein Jahrhundert, dessen Charakter Sinnlichkeit ist; denke dir z. B. das sechzehnte. Wann wurde mehr mit dem Glücke der Völker gespielt? wann mehr heimlich gemordet? wann die Bande der Ehen und Keuschheit öfter und frecher zerrissen? wann die Religion mehr und ungescheuter zum Deckmantel für Grausamkeiten, Kabale und Volksunterdrückungen gebraucht? Denke an jene Zeit des Römischen Reiches, da auch in ihm Sinnlichkeit der herrschende Charakter geworden war. Welche fürchterliche Verbrechen! welche Kälte gegen das menschliche Geschlecht! welche Verachtung des Tugendhaften! Denke — um dir mit Einem Worte zu sagen, wie weit Sinnlichkeit einen Menschen führen kann — an den parc au cerf, das Serail jenes Wollüstlings, das 800 Mil-

lionen Livres kostete, und an das schauderhafte Nebenstück, ein Volk, das unter den Lasten der Abgaben erlag, und von dem jährlich Tausende verhungerten!

Solche und andre Laster und Verbrechen hindert Allgemeinheit des häuslichen Glückes, der Genuß der Liebe in den Armen eines tugendhaften Weibes. Wehe dem Lande, wo die eheliche Liebe anfängt ein Phantom zu werden, wo das Weib zu den Ausschweifungen des Mannes lächelt, um selbst ausschweifen zu dürfen! Wehe dem Lande, wo Tugend und Liebe keine Ehe mehr schließen, wo kein Haus mehr in sich glücklich ist, wo man das Glück nur auf öffentlichen Sälen der Freude, und bei theuren Festen sucht! Da heißt bald das schönste Kleid die höchste Tugend, ein kostbares Fest eine edle Handlung, Bosheit Klugheit, kalte Unmenschlichkeit Philosophie, Verläumdung Witz; die Tugend ist lächerlich, die Freundschaft verspottet, und eine liebevolle Ehe verächtlich.

Ich bitte dich, mein Sohn, wirf einen Blick auf mein Leben, seitdem deine Mutter

meine Gattin wurde. Von diesem Augenblicke ging eine Zeit für mich an, in welcher Liebe, Tugend und häuslicher Genuß jede Minute mit Zufriedenheit und Glück erfüllten. Zwar fürchtete Anfangs deine Mutter, daß ich einmal bereuen könnte; die bescheidene Seele! — Aber du wurdest geboren, und nun fehlte nichts mehr zu unsrer Freude. Tugend und Liebe, mein Sohn, waren die beiden Quellen meines Glückes; diese flossen in meinem Herzen, und so braucht' ich nichts als mein Herz, und die Liebe deiner Mutter, um glücklich zu seyn.

Und nun bitte ich dich noch einmal, mein Sohn, vergleiche den Luxus aller Palläste in * * n mit der Zufriedenheit, die dein Vater nun schon neunzehn Jahre in den Armen seiner Gattin und seiner Kinder geschmeckt hat. Findest du einen Pallast, von dem du sagen kannst, er enthält mehr Glück, so wirf meine Briefe ins Feuer, und lebe, wie du willst. Dann ist Tugend und Laster eins.

II.

Das Räthselspiel.

Das Räthselspiel.

Nichts ist schwerer, sagt ein Philosoph, als sein ganzes Leben hindurch zu spielen. Man muß ihm gewiß Recht geben, wenn man nur bedenkt, wie schwer die gesellschaftliche Unterhaltung, auch durch gut erfundene Spiele, ist. Die allzu häufigen Gesellschaften müssen am Ende die Kartenspiele so allgemein einführen, daß man auch die gebildetste nicht mehr ohne sie sehen wird; und dann wird unsere hochgerühmte Geselligkeit für jeden, der nicht spielt, weiter nichts seyn, als eine lästige Einsamkeit, in welcher das Zählen der Stiche, und das Abrufen der Kunstworte jedes angefangene Gedankengespräch stören, wie das Stampfen der Pfähle in einer Mühle.

Unsere Großeltern kamen seltner zusammen, und durften eben deshalb nicht zu den Karten

greifen, um keine lange Weile zu haben. Ein lustiges Pfänderspiel, oder ein geräuschvolles: „Wie gefällt dir dein Nachbar?" oder eine Reise nach Jerusalem unterhielt sie besser, und für ihre Zufriedenheit und Gesundheit gewiß zuträglicher, als uns jetzt Tarok, Whist und L'hombre. Freilich war damals, als die Jungfrau nur ihrem feierlich Verlobten, und auch dem nur erröthend, einen Kuß bewilligte, ein Pfänderspiel für beide Geschlechter ungleich interessanter, als jetzt, da bei jedem Anlaß und ohne allen Anlaß geküßt wird. Die Pfänderspiele mußten also aus der Mode kommen, je mehr das Küssen in die Mode kam, und nur in kleinen Landstädten kann jetzt das Pfänderspiel noch eine erträgliche Unterhaltung geben.

Die lärmenden Spiele würden bei der jetzigen Art der weiblichen Kleidung wieder zu kostbar seyn. Wie viele Florkleider, Kanten, Bänder und Hauben müßte nicht ein solches Spiel an einem Abend kosten!

Die eigentlich gesellschaftlichen Spiele kommen also natürlicher Weise mit jedem Tage

ge immer mehr aus der Mode; und doch werden die Gesellschaften immer häufiger. Was wäre nun an ihre Stelle zu setzen? — In großen gemischten Gesellschaften gewiß nichts, als das leidige Kartenspiel, so verderblich es auch, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, für Geist und Körper ist.

Für eine gewähltere und kleinere Gesellschaft gäbe die Musik eine edlere Unterhaltung; dieses Vergnügen ist aber beinahe für alle gebildetern Kreise zu kostbar.

Das augenblickliche Gespräch läuft gar zu bald ab, wenn nicht etwa ein geheimeres Interesse es anziehend erhält. Kurz, manche kleinere Zirkel von gebildeten Menschen sind verlegen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, wenn sie Karten für gefährlich, Medisiren für abscheulich, und Gespräche vom Putz für langweilig halten.

Und eben diesen wenigen gebildeten Menschen will ich eine kleine Begebenheit erzählen, die mir begegnet ist, und für die ich noch immer meinem guten Schicksal danke. Hinter F** kam ich in ein schönes, großes Dorf,

das mehrere anständige Häuser hatte. Ein starker Regen hinderte mich, die Nacht weiter zu fahren, und der **, den ich in der Posthalterei von ungefähr antraf, war so artig, mich zu sich einzuladen. Ich nahm die Einladung an, kleidete mich um, ging zu ihm, und traf ihn unter seiner Familie, drei Töchtern und zwei Söhnen. Die zwanglose Artigkeit, mit der ich empfangen wurde, sagte mir sogleich, daß ich unter gebildeten Menschen war. Man sprach von mancherlei, erst vom Kriege, dann vom Stadt- und Landleben, dann von Büchern, und endlich von gesellschaftlicher Unterhaltung.

An Gesellschaft fehlt es uns hier nicht, sagte mein Wirth; die Kunst liegt nur darin, so vielen Vortheil aus unserer Gesellschaft zu ziehen, als uns möglich ist. Hier wohnt ein Justizbeamter, und ein Pfarrer; Beide haben Kinder, die Sie sehen werden. Wie denn das junge Volk ist: — man kam sonst zusammen, spielte und gähnte, sprach und gähnte, ging spazieren und gähnte, klaschte und gähnte; kurz, mit Gähnen endigte sich Alles. Das Ge-

räusch der Karten ist mir widriger, als das Heulen meiner Hofhunde; also die erlaubte ich nicht. Komödienspielen unterhält freilich; das hätte aber dem Geiste meiner Mädchen einen zu großen Wirkungskreis gegeben, ohne innere Kraft ihn auszufüllen, und würde überdies zu viele Zeit gekostet haben. Ich kaufte also Taschenbücher zum Vergnügen und zur Unterhaltung, und wir spielten Fragen und Pochen, und noch sonst allerlei. Ein Paar Abende ging das; aber dann waren wir zu Ende. Meine Kinder sind, wie Sie sehen werden, nicht ungebildet, und ihre Gesellschaft eben so wenig; allein je mehr sie sich bildeten, desto schwieriger wurde die Unterhaltung. Endlich fiel mir ein Spiel ein, welches so viele und so mannigfaltige Seiten hat, daß ich, wenn mir das Schicksal meine Gesellschaft noch hundert Jahre ließe, gewiß alle hundert Jahre Unterhaltung daran hätte.

Und das Spiel ist? fragte ich ungeduldig.

Wir nennen es das Räthselspiel. Sie können nicht glauben, wie viele Mühe ich gehabt habe, es in Gang zu bringen, und

wie oft mir Anfangs vorgeworfen wurde, daß dieses Spiel noch langweiliger sey, als jedes andre. Endlich aber ging es, und nun kann ich mich vielleicht rühmen, daß in meinem Hause mehr schwierige Fragen aufgelös't werden, als auf allen gelehrten Jahrmärkten in Deutschland. — Ich wurde sehr neugierig auf dieses Spiel.

Nach und nach versammelte sich die Gesellschaft. Man plauderte, man lachte, neckte einander, sang Lieder, und aß dabei kalte Küche. Endlich, als man vertrauter mit mir geworden war, ließ man es sich gefallen, auch diesen Abend Räthsel zu spielen. Alle setzten sich in einen großen Kreis, und das Spiel hob an.

Jedes Mal, sagte der Vater, wenn die Gesellschaft spielt, giebt der, den die Reihe trifft, ein Räthsel auf, das dann bei der nächsten Zusammenkunft von der Gesellschaft aufgelös't wird. Das vorige Mal wurde das Räthsel aufgegeben: Was ist für den Menschen das Schwerste? und heute werden wir Auflösungen davon hören. Jeder von uns

hat acht Tage Zeit nachzudenken. Er sagt, was er gedacht, oder lies't vor, was er aufgeschrieben hat. Nun also, Ludwig; du fängst an. Was hältst du für die schwerste unter den menschlichen Handlungen?

Ein junger Mann, ungefähr von vier und zwanzig Jahren, mit tief liegenden Augen, mit einem denkenden Blick und einem interessanten melancholischen Gesichte zog die Stirn zusammen, als ob er tief nachdächte, und sagte dann: „Sich selbst zu kennen ist nach meiner Meinung für den Menschen das Schwerste. — Minchen, du lachst; aber . . ."

Ja; lieber Bruder, es scheint mir ein alter Aberglaube, daß es so schwer seyn soll, sich selbst zu kennen. Das hat irgend ein alter Philosoph gesagt; man sagt es auf guten Glauben tausend Jahre nach, und so ist das Sprichwort zu Ansehn gekommen. Frage nur hier rings umher, ob nicht jeder sich so ziemlich genau kennt. Ich wenigstens weiß sehr wohl, wie es inwendig mit mir beschaffen ist, wenn ich es auch nicht sage. Sieh, Ludwig, ich mag mich in eine Lage versetzen,

in welche ich will — ich weiß jedes Mal genau, wie ich darin denken und handeln würde. Ich kenne meine kleinen und großen Fehler, ich weiß, was ich wünsche und verlange; kurz, ich kenne mich so ziemlich.

Man lachte, und gab Minchen Recht.

Ja, fing Ludwig wieder an: wenn du das, was du da her nanntest, dich selbst kennen nennst, so hast du Recht, und so ist die Aufschrift am Tempel des weisesten unter den Göttern, Apoll's, eine Kinderei, die gar nichts sagt. Mich dünkt aber, Apoll, oder der Weise, der die Aufschrift angab, dachte mehr dabei, als du.

Nun sage doch, was du unter sich selbst kennen verstehst!

Sich selbst kennen, heißt dreierlei. Erstlich: wissen, was, oder wie man beschaffen ist, wie man handeln wird, wenn man so bleibt; und das ist freilich leicht, oder muß doch jedem, der nur ein wenig über sich nachdenkt, leicht werden. Zweitens heißt es: wissen, was man seyn, was man werden könnte; mit dem Maaße seiner Kräfte, und den Mit-

teln, sie in Bewegung zu setzen, bekannt seyn: und das halte ich für sehr schwer.

Ich verstehe Sie nicht, sagte ein Mädchen.

Nun, ich will mich erklären. (Sein Auge wurde finster, seine Stimme bekam den Ton der Rührung.) Ich kenne einen jungen Menschen. Er ist mein vertrautester Freund; ihr Alle kennt ihn. Dieser junge Mensch lernt ein liebenswürdiges Mädchen kennen; ohne zu wissen, daß ihre Hand schon einem Andern versprochen ist, überläßt er sich der heißesten Liebe zu ihr. Mit allen den Banden, welche Jugend, Leidenschaft, Phantasie und Bewunderung knüpfen können, hängt sein Herz an diesem Mädchen.

(Als Ludwig das sagte, flog eine hohe Röthe über seine Wangen; seine Augen funkelten, und es verbreitete sich in der Gesellschaft eine wehmüthige Stille. Der Vater sagte mir nachher, der Jüngling habe seine eigene Geschichte erzählt, was ich auch schon vermuthet hatte.)

Endlich erfährt der glühende Jüngling, daß die Erfüllung seines Wunsches eine Unmöglich-

keit, daß das Mädchen schon verlobt ist. Die Hoffnungslosigkeit martert ihn täglich, und er ist wie vernichtet. Die Kräfte seines Körpers verschwinden mit den Kräften seines Geistes; eine schwarze Melancholie drohet selbst seinem Leben, und er ist dem Grabe nahe. — Nun, Minchen? kannte der junge Mensch sich? Er kannte seine Leidenschaft und seine Martern, er wußte ganz genau, wie es mit ihm beschaffen war, was er wünschte, begehrte, und hoffte; was er thun, was er fühlen würde, wenn das geliebte Mädchen sein wäre. O, was wußte er nicht alles! sogar, wie er einer Leidenschaft begegnen sollte; allein, er hatte den Muth nicht, seiner Leidenschaft in den Weg zu treten; er ließ seinem Herzen, wie einem verzogenen Kinde, allen Willen, weil er seine Kräfte nicht kannte, weil er sich nicht Stärke genug zutrauete. Wozu half ihm nun seine Selbstkenntniß? Zu nichts in der Welt!

Sein Vater, ein sehr edler Mann, wurde sein Rathgeber. Der Sohn sank an des Vaters Herz, und fand da Mitleiden, aber kei-

LB Coburg

ne Hülfe; Trost, aber keine Rettung. Er sank immer tiefer in die unthätigste Selbstverzehrung. „Ermanne dich, junger Mensch!" rief ein denkender Arzt ihm zu. — Ich kann nicht; ich bin der hülflose Raub meiner Leidenschaft, erwiederte der Jüngling. — „Wohl!" sagte der Arzt: „du weißt, was du jetzt bist; aber weißt du auch, was du werden kannst? was du vermagst? Kennst du deine Kräfte? hast du sie schon mit deiner Leidenschaft ringen lassen? Das mußt du erst thun, ehe du dich den hülflosen Raub deiner Leidenschaft nennst."

Mein Freund staunte den Arzt an, und sagte: ich glaube, meine Kräfte zu kennen. — „Und dennoch giebst du dich verloren? Wage den Kampf mit der Leidenschaft, um deine Kräfte kennen zu lernen; um wenigstens nicht schon bei dem Anblicke des Feindes muthlos zu erliegen." Der Jüngling wagte den Kampf, und sah nun, daß mächtige Kräfte in seiner Seele schlummerten. Jetzt erröthete er vor den Stunden, da er sich unthätig der Leidenschaft hingegeben hatte. — Verstehst du mich nun, Minchen? fragte Ludwig mit einer Art

von bewegter Heftigkeit. Seine Schwester stand auf, und drückte ihn schweigend an ihre Brust.

Er ging auf einen Augenblick hinaus, und als er zurückkam, sah man in seinen Augen Spuren von Thränen.

Du bist noch nicht fertig, lieber Bruder, sagte Minchen. Oder willst du aufhören? Es hat dich angegriffen.

Ich will fortfahren, sagte er lächelnd; das Erzählen greift nicht an. Sieh also, unter „sich selbst kennen," versteht man gewöhnlich nicht mehr, als seinen jetzigen Zustand kennen; und das ist freilich sehr leicht, weil wir den fühlen. Allein wissen, wie viele Kräfte man hat, seinen Zustand zu verbessern, eine Leidenschaft auszurotten, einen festen Entschluß an deren Stelle zu setzen; mit Einem Worte: wissen, was man durch sich selbst, und aus sich selbst werden kann – das ist schwer; und in dieser Hinsicht stand an dem Tempel der personificirten menschlichen Weisheit die wichtige Lehre: Lerne dich selbst kennen! Alle wirklich große Menschen sind nur

dadurch große Menschen geworden, daß sie ihre Kräfte kennen und gebrauchen lernten, und gewöhnlich waren seltne Schicksale, schwere, alle Kräfte raubende Unglücksfälle ihre Lehrer in dieser Wissenschaft. Nur übermenschliche Kräfte konnten sich dem Unglück, das über sie her stürzte, entgegenstemmen. Sie traueten sich diese Kräfte zu, hatten sie, und heißen nun seltne, große Menschen. In diesem Sinne sich selbst zu kennen, ist sehr schwer. So zum Beispiel, du, Minchen, sagst immer: ich mag thun, was ich will; das Spotten kann ich mir nicht abgewöhnen. Sieh, liebes Kind, da kennst du dich selbst nicht; du hast deine Kräfte noch nicht gegen deinen Witz gebraucht, und weißt nicht einmal, daß du im Stande bist, von diesem Augenblicke an das gutherzigste Mädchen in der Welt zu seyn.

Minchen sprang auf, und rief: Wer den festen Vorsatz hat, sich selbst kennen zu lernen, der schlage ein! — (Alle sprangen auf und legten ihre Hand in Minchens Hand.) Morgen schreibe ich über meine Kammerthür: Lerne dich selbst kennen!

Sie hatten noch eine dritte Bedeutung von dem „sich selbst kennen," sagte ein sehr gutherziges Gesicht zu Ludwig.

Freilich. Aber nun wird es mir schwer fallen, mich deutlich zu erklären; denn Minchen hat mich um meine Einkleidung gebracht. Wir haben doch eine Bestimmung; diese Bestimmung muß Glückseligkeit seyn, weil alle Menschen fühlen, daß Glück ihre Bestimmung ausmacht. Was ist nun Glückseligkeit? was meine Bestimmung? Welche Kräfte habe ich dazu? welche soll ich ausbilden? welche nicht? Mein Freund hat aufgehört, der Raub einer wilden Leidenschaft und deshalb unglücklich zu seyn; aber ist er darum nun schon glücklich? Welche tiefe Selbstkenntniß gehört dazu, seine eigne Glückseligkeit in sich selbst zu schaffen! Wie leicht ist hier ein Mißgriff, den die Arbeit ganzer Jahre nicht wieder gut machen kann! Wie schwer ist es nicht, die Harmonie der Kräfte hervorzubringen, daß sie alle gleichförmig nach Einem Punkte wirken! Kurz, ich weiß nichts Schwereres, als sich selbst zu kennen, wenn es so viel heißt als: sich kennen,

wie man ist, wie man seyn kann, und wie man seyn soll."

Hier endigte der junge Mann seinen Beweis, daß sich selbst zu kennen für den Menschen das Schwerste sey. So zusammenhängend, wie ich es hier niedergeschrieben habe, redete er nicht; denn oft unterbrach ihn eine Anmerkung, ein Einwurf, ein lustiger Einfall, oder eine passende Anekdote, deren Sinn mir aber größten Theils entgehen mußte, weil sie Begebenheiten oder Menschen in der Nachbarschaft betrafen. Es war eine heitre Unterredung, an der Alle gleichen Antheil nahmen: eine Unterredung, die oft sogar durch ein allgemeines Gelächter unterbrochen, aber nie gestört wurde.

Jetzt stand ein Mädchen auf und erklärte: sie habe eben die Meinung, wie Ludwig; allein in manchen Fällen halte sie es für sehr schwer, sich nur zu kennen, wie man beschaffen sey: denn besonders in Verhältnissen mit Andern, oder in Augenblicken, wo irgend eine Leidenschaft die Seele in Bewegung setze, traue man sich gewöhnlich mehr zu, als man halten könne. Ludwig behauptete dagegen: in der

Stunde der Leidenschaft traue man sich nie zu viel zu; man sey nur, wenn die Seele wieder kalt werde, zu träge, um Wort zu halten.

Jetzt war an Minchen die Reihe, das Räthsel aufzulösen. Ich gestehe, fing sie an, daß ich es für sehr leicht gehalten habe, mich selbst zu kennen; Ludwig aber hat mich bekehrt, und ich bitte nun dem alten Weisen, der die berühmte Aufschrift angegeben hat, das Unrecht ab, das ich ihm gethan habe. Indeß halte ich es für das Schwerste, andre Menschen recht genau zu kennen. Man beurtheilt Andre immer nach sich, ihre Gesinnungen nach seinen eignen Gesinnungen, ihre Gedanken nach seinen Gedanken. Und leider, setzte sie komisch-traurig hinzu, haben wir keinen andern Maßstab. Hannchen ist meine Freundin, und wenn ich ihr etwas Unangenehmes zu sagen habe, was leider nur selten geschehen kann, so thue ich es immer so, daß das Bittre davon verfliegt, und nur das Süße über meine Lippen kommt. Ja, Manches, was ich von ihr und ihren Handlungen denke, verschweige ich ihr wohl ganz, so sehr vertraut wir auch mit

einander sind. Und nun gesteh' einmal, Hannchen, geht es dir nicht eben so?

Nun, wenn ich denn gestehen soll: ja!

Also, fuhr Minchen fort, kenne ich Hannchen nicht einmal; wie soll ich denn Andre kennen? Wollte ich sie auch nach mir beurtheilen, und denken, dies oder jenes verschweigt sie; so muß ich doch wieder mein Inneres zum Maßstabe ihrer Gedanken gebrauchen. Dann finde ich mich oft sehr geneigt, von meinen Freundinnen etwas Nachtheiliges zu denken. Da ich nun Andere nach mir beurtheilen muß, so sollte ich wohl von ihnen dasselbe glauben. Was aber denken sie von mir Nachtheiliges? Das ist es gerade, was sie sich Mühe geben, mir zu verbergen. Ich kann also nie einen andern Menschen genau kennen lernen.

Du hast ganz etwas Anderes bewiesen, sagte Minchens Schwester, als du beweisen wolltest. Du hast nur gesagt: es ist sehr schwer zu erfahren, wie ein Mensch in einzelnen Fällen von mir denkt; und das glaube ich gern. Denn nach meiner Meinung ist es das Schwerste, einem Andern ganz aufrichtig zu

sagen, was man von ihm denkt. Ich glaube, ich wollte alles in der Welt leichter können; denn Jemanden, den ich auch noch so lieb habe, in jedem Falle zu sagen, was ich von ihm denke, ist mir nicht möglich. Schon oft habe ich mir vorgenommen, recht aufrichtig zu seyn, und meinen Freunden alles zu sagen, was ich im Herzen über sie urtheile; aber es geht nicht.

Und, Gott Lob, mein Kind, daß es nicht geht! sagte der Vater. Diese sanfte Schonung eines fremden Herzens ist der Grundstein aller Liebe. Ich kenne daher kein elenderes Spiel, als das sogenannte Moquirspiel: es ist entweder langweilig, oder unverschämt.

So ging es der Reihe nach herum. Einer behauptete: seine Zeit gut zubringen, sey das Schwerste. Ein anderer: leben. Noch einer: seine Eitelkeit überwinden; dann wieder einer: leben, ohne geliebt zu werden.

Ein kleines naseweises Ding von zehn Jahren sagte zuletzt: mir ist es das Allerschwerste, wenn ich böse bin, gleich auf der Stelle wieder gut zu werden. — Eben so schwer, sagte der Vater, als wenn du erhitzt bist, gleich

in demselben Augenblicke wieder kalt zu seyn. Da du das nicht kannst, Luise, so hüte dich desto mehr, böse zu werden.

Der Abend lief hin, wie eine Minute, und wir Alle waren gewiß in dieser Zeit besser und weiser geworden. Die Gesellschaft ging fröhlich auseinander, nachdem das kleine Mädchen, das zuletzt seine Meinung sagte, für das nächste Mal das Räthsel aufgegeben hatte: was ist dem Menschen das Leichteste?

Am folgenden Morgen zeigte mir mein edler Wirth ein Buch, worin alle bisher aufgegebene Räthsel mit den Auflösungen standen. Ich sah darin zu meinem Erstaunen Fragen und Antworten, die jedem von den sieben Weisen Griechenlands Ehre gemacht haben würden.

Das Lesen in diesem Buche hielt mich noch einen Tag länger auf; und erst heute merkte ich, welchen großen Einfluß das Räthselspiel auf das Herz, den Geist und die Zufriedenheit dieser Menschen gehabt hatte. Ich verließ das Haus wie eine Schule der Weisheit.

Dieses Spiel ist wenigstens für junge Leute, unter der Aufsicht eines Lehrers, das belehrendste, das ich kenne, wenn es auch dem Erwachsenen pedantisch scheinen sollte. — Die Alten stellten Reisen an, um Andern solche Räthsel vorzulegen, und ihre Antwort zu hören.

Gedruckt bei August Wilhelm Petsch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 1

(1799)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940538-1